örster Buchh.

Polem. 971 u

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zuruf eines Christen

an die

Schriftsteller des französischen Volks

von

G. de Félice.

Ein Spiegel

auch für die Deütsche Schriftstellerwelt.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Karl Dielitz

und

mit einem Vorwort herausgegeben

von

Julius Eduard Hitzig.

Berlin, 1843.
Oehmigke's Buchhandlung.
(Julius Bülow.)

148 b.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Eines nur verlange ich von dem Leser, daß er nämlich das Evangelium nicht nach diesen Zeilen beurtheile! Wenn meine Betrachtungen ihn nicht überzeugen, so wisse er, daß nicht die Sache, sondern daß deren Vertheidigung schlecht ist.

De Félice in seinen „Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs". (Deutsch) Berlin 1834.

Vorwort.

„Die Französische Literatur ist in offenbarem Verfall, und kann sich nur wieder erheben, wenn sie eine christliche wird.“ Dies ist das Grundthema, welches die vorliegende Schrift variirt.

Nur von einem beschränkten Sinne wäre der Einwand zu fürchten, daß der Verfall einer fremden Literatur, wenn er wirklich erwiesen sein sollte, uns Deutschen ein zu fern liegender Gegenstand sei, um uns ernstlich damit zu beschäftigen. Wer dies behaupten wollte, würde sich dagegen verschließen, welcher

gemeinsame Faden sich durch die gesammte Literatur des heutigen Europa hindurchzieht, und wie namentlich die französische von je an mit der vaterländischen zusammengehangen hat, und in neuester Zeit mehr als je zusammenhängt. Aber — wenn man auch hiervon absehen wollte, — so beschränkt sich der Verfasser in seiner Untersuchung nicht allein auf seine Nation, sondern er stellt im Allgemeinen die Behauptung auf und sucht sie mit hinreichenden Gründen darzuthun, „daß bei keinem Volke die Literatur unter andern Bedingungen gedeihen könne, als unter denen, woran es jetzt gerade in Frankreich vorzugsweise gebricht; daß nämlich unter den Schriftstellern gemeinsame Ueberzeugungen herrschen, und diese Ueberzeugungen sich auf etwas Allgemeingültiges und Bleibendes, d. h. auf etwas Wahres — wofür er allein das Christenthum anerkennt; — stützen müssen". — Sollte es nicht der Mühe lohnen, auch unsere literarischen Zustände von diesem Stand-

punkt aus, an der Hand eines geistreichen Führers, einer Prüfung zu unterwerfen?

Hierzu Veranlassung zu geben, war die Eine Rücksicht, von welcher ich ausging, als ich zuerst den Gedanken faßte, das Buch des wackern de Félice, welches, schon 1840 erschienen, mir erst vor Kurzem bekannt worden ist, in einer Uebersetzung dem Deutschen Publikum zugänglich machen zu lassen.

Aber mich leitete dabei noch eine andere Rücksicht, nämlich auf die Behandlung welche der Verfasser seinem Stoffe hat angedeihen lassen, und die mir in hohem Grade der Beachtung werth scheint.

Die Lehre wird sehr trivial klingen, daß, wenn man es sich zum Ziel gesetzt hat, für eine gute Sache zu gewinnen, man nicht damit anfangen müsse, denjenigen, welche sie noch nicht als die gute Sache anerkennen, und Allem dem, was sie dafür

halten, Verachtung zu beweisen, und dennoch sieht man gegen diese Lehre grade da, wo es sich darum handelt, solche, „welche noch draußen stehen", dem Christenthum zuzuführen, so vielfältig verstoßen! Redlich gesinnte, wohlmeinende Männer, deren Bildungsgang sie aber grade von der Literatur und Kunst fern gehalten hat, sprechen von beiden als von etwas an sich Verwerflichen, dem Christen nicht Geziemenden; werfen dabei in blindem Eifer das Gute und Schlechte, was auf jenen Gebieten hervorgebracht wird, zusammen, und legen durch ihr, durch keine Gründe motivirtes, einseitiges und in der Regel auf der Subjectivität allein beruhendes Schelten, Zeugniß davon ab, daß sie den Feind gegen welchen sie zu Felde ziehen, lediglich aus der Vorstellung kennen, die sie sich davon gebildet haben, nicht aus seinen Werken.

Wie durchaus verschieden unser Autor! Wer mit dem Gang der heutigen französischen Literatur

vertraut ist, wird ihm das Zeugniß nicht versagen daß er keine ihrer Richtungen unbeachtet gelassen, und die Chorageten derselben vortrefflich charakterisirt hat, was nur auf dem Wege einer genauen Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der Tagespresse möglich war; — aber, — weit davon entfernt, die Nothwendigkeit einer Entwickelung, wie sie die Jetztzeit aus der ihr vorausgegangenen erfahren hat, zu verkennen, und jene Vertreter der üblen Richtungen, weil sie noch nicht Christen sind, zu verdammen, fordert er sie mit rührender Nächstenliebe und festem Vertrauen, dazu auf, Christen zu werden, zeigt ihnen die Möglichkeit, und den Gewinn, welchen sie davon hoffen dürfen, und legt den Erfolg seines Schritts getrost in die Hand Dessen, bei welchem aller Erfolg steht. Das ist gewiß ächt christlich, und das Buch dadurch nicht allein ein anziehendes Literaturprodukt; sondern eine gottgefällige That geworden.

Was es in Frankreich gewirkt hat, darüber fehlt es nicht ganz an Nachrichten. Ich entnehme aus dem Berichte der Pariser Société des Traités religieux für die Periode von 18$\frac{40}{41}$ (S. 18. ff.) folgende interessante Thatsachen: „Der Appel d'un Chrétien — (das Original der hier in Uebersetzung vorliegenden Schrift) — so heißt es a. a. O., sei in nahe an 800 Exemplaren an Literaten der verschiedensten bürgerlichen Stellung versandt worden, an Professoren, Journalisten in Paris und den Departements u. s. w., und man habe die Genugthuung gehabt, eine Menge von Antwortschreiben zu empfangen, welche eine höchst erfreuliche Zustimmung zu den Ansichten des Verfassers aussprächen. In einigen dieser Schreiben werde auf den Segen hingewiesen, der aus dem Buche für die jüngere Generation von Schriftstellern hervorgehen könne; ein anderes, aus einer großen (nicht näher bezeichneten) Stadt melde, daß die dortige Akademie eines ihrer Mitglieder beauftragt, ihr einen besondern Be-

richt über die Schrift zu erstatten; die Journale hätten sich günstig über die von dem Verfasser aufgestellten Grundsätze vernehmen lassen; ja es sei auf Veranlassung einer Anzeige derselben, sogar der Vorschlag zu einer Association von Schriftstellern gemacht worden, die es sich zum Ziel setzen sollten, durch ihre Arbeiten den Eifer für Religion und Moral wiederum zu beleben."

Hat Das in Frankreich geschehen können; warum sollte das Buch sich nicht auch in Deutschland, wo es Gott sei Dank doch um die Sache des Christenthums nicht so übel steht als dort, seinen Weg bahnen? Und auf diesem sei es mit den aufrichtigsten Wünschen begleitet!

„Wenn die Philosophen werden fromm sein und Gott suchen, und die Künstler fromm sein und Gott lieben; dann wird die Auferstehung gefeiert werden für beide Welten". Diese Worte hat vor

fast einem halben Jahrhundert ein großer deutscher Mann einer glaubensarmen Zeit zugerufen, der grade wie unser Autor seine Ansprache „an die Gebildeten unter den Religions-Verächtern" richtete — Friedrich Schleiermacher *)!

*) In den Reden über die Religion. Zweite Auflage. Berlin 1806. S. 69.

Berlin, im Juli 1843.

Julius Eduard Hitzig.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Vorbereitende Betrachtungen . . . 3

Zweites Kapitel. Vom Verfall der Französischen Literatur. — Von den Ursachen dieses Verfalls . . 12

Drittes Kapitel. Von den wesentlichen Elementen der Literatur. — Anwendung unsrer Grundsätze auf die Jahrhunderte des Perikles, des Augustus, Leo's X., Ludwig's XIV. und auf das achtzehnte Jahrhundert 30

Viertes Kapitel. Daß die wesentlichen Elemente einer guten Literatur der unsrigen fehlen. — Vollkommene literarische Anarchie. — Unterschied zwischen Einheit und Einförmigkeit 50

Fünftes Kapitel. Schlüsse aus dem Vorhergehenden. — Schwanken und Widersprüche bei den Schriftstellern ersten Rangs. — Ungewißheit und Ohnmacht bei den Schriftstellern zweiten Rangs. — Verächtlicher Zustand der Schriftsteller letzter Klasse . . . 71

Seite

Sechstes Kapitel. Erwiederung auf einen Einwurf. — Von dem Uebel, das die jetzige Literatur verursacht. — Von dem Guten, das sie schaffen könnte und schaffen sollte. 93

Siebentes Kapitel. Von den Mitteln, die Einheit in der Literatur herzustellen. — Ohnmacht der Philosophie und der Politik. — Nothwendigkeit zum Christenthum zurückzukehren 111

Achtes Kapitel. Eine Hypothese. — Religiöse Bekehrung eines Schriftstellers. — Wie der christliche Glaube, indem er den Menschen ändert, auch den Schriftsteller ändern würde 130

Neuntes Kapitel. Fortsetzung. — Von den Verhältnissen des Christenthums zu den verschiedenen Zweigen der Literatur 155

Zehntes Kapitel. Können die Schriftsteller nicht wieder Christen werden? — Gespräch mit dem Leser. — Schluß 175

Zuruf eines Christen

an die

Schriftsteller.

Erstes Kapitel.

Vorbereitende Betrachtungen.

Der Zuruf, den ich heut an Euch ergehen lasse, wird Euch sehr verwegen, vielleicht unsinnig vorkommen. Ich trete zu Euch, in der Einen Hand das Evangelium, in der andern Eure Schriften. Ich will beweisen, daß nicht nur die mittelmäßigsten, sondern auch die besten unter Euch unvermögend sind, irgend ein erhabenes und dauerndes Werk hervorzubringen, weil der Athem des christlichen Glaubens sie nicht mehr belebt; und hieraus werde ich den Schluß ziehen, daß die Französische Literatur immer mehr und mehr sich erniedrigen muß, es wäre denn, daß sie sich auf's Neue reinigte in den ewigen Quellen der Wahrheit.

Wer bin ich aber, um eine so hohe und schwierige Sendung an Euch zu übernehmen? Ein Mensch ohne Ansehn, ohne einen Namen in der gelehrten Welt, dem es an Beschützern eben so gut, als an Lobrednern gebricht, der besonders nicht versteht, die

Mittel anzuwenden, durch welche man sich jetziger Zeit einen Namen macht. Und wenn der Autor nicht das Buch empfiehlt, so ist es hier noch weniger die Schrift, welche den Verfasser empfehlen wird. Von der christlichen Religion in dem Jahrhundert der materiellen Interessen reden, sie Leuten predigen, von denen die meisten im wissenschaftlichen Treiben nur Industrie und Geldgewinn erblicken — heißt das nicht in einen sehr ungeschickten Anachronismus verfallen? Und bedarf es, damit er Verzeihung finde, nicht ganz anderer Talente, als der meinigen?

Dennoch will ich es versuchen, es komme nun, wie es komme. Bei meinem Unternehmen liegt mir wenig daran, einen literarischen Erfolg zu erlangen: meine Ansprüche sind geringer, oder vielmehr, wenn ich es sagen darf, sie sind unendlich größer. Denke man vom Verfasser und von seiner Arbeit, was man will: darauf kommt wenig an; worauf es aber ankommt, ist die Sache, die ich vertheidige: und warum sollte ich da fürchten, sie zu verlieren, ehe ich sie vor Gericht vertreten habe? Der, welcher dahin trachtet, den Glauben im Herzen der Andern wiederaufzurichten, muß zuerst selbst Glauben zeigen.

Aber wer ist dieser Träumer? werdet Ihr sagen, und was will er von uns? Höret!

Vor achtzehn hundert Jahren kam ein Mann von armseligem Aeußern, den berühmten Schriftstellern seiner Zeit gänzlich unbekannt, nach Athen. Er durchlief die öffentlichen Plätze, indem er die Altäre der Götter in Augenschein nahm und sich mit dem ihnen geweiheten Gottesdienste bekannt machte, dabei Priester, Philosophen, Leute vom Volk auf seinen Wanderungen befragend und Allen eine neue Lehre verkündend. Die erstaunten Athenienser fragten sich gegenseitig mit spöttischer Miene: „Was will dieser Schwätzer? er belästigt unser Ohr mit fremdartigen Reden". Man greift ihn und führt ihn auf den Richtplatz; der Haufe drängt sich um ihn; kaum aber hat er begonnen zu sprechen von der Auferstehung des Herrn, als er durch ein allgemeines Spottgelächter unterbrochen wird. Stoiker und Epicuräer verhöhnen ihn, und die höflichsten unter ihnen gehen ihrer Wege, indem sie sagen: „Wir wollen Dich über diese Dinge ein andermal hören!"

Wer war dieser unselige Schwätzer? Der Apostel Paulus, der ganz allein für die Bildung und das Glück der Menschheit mehr gethan hat, als

alle Philosophen zusammengenommen. Und die seltsamen Dinge, die man ihn nicht einmal auserzählen ließ? Die Wahrheit war es, welche am Horizont aufging, um die Finsterniß der Vielgötterei zu vertreiben; das Moral-Gesetz war es, welches den schändlichen Ausschweifungen, unter denen das Römische Reich hinstarb, Einhalt thun sollte; die Alles vermögende Kraft war es, welche das Scepter der Tyrannen, das Schwert der Gladiatoren, die Ketten der Sclaven zerbrach, um deren Trümmer zu dem Fuße des Kreuzes auf Golgatha zu werfen; das von Oben kommende, befruchtende Wort war es, bestimmt, neue Völker zu schaffen, neue Sitten, neue Gesetze, eine ganz neue moralische Welt auf den Trümmern der alten.

Was würden wohl, könnten sie aus ihren Gräbern heraufsteigen, diese Athenienser sagen, welche des Apostels Lehren so verhöhnten, wenn sie sähen, daß die Wiege des Perikles und des Plato, um sich vor den Angriffen der Barbarei sicher zu stellen, keinen sicherern Schutz fand, als die Lehre des Meisters, die jener Schwätzer ihnen offenbarte? Würden sie ihm nicht zu Füßen fallen, ihren unverschämten Spott widerrufen und laut verkünden, daß

die Thorheit des Apostels viel weiser sei, als alle ihre Weisheit?

Hütet Euch, in denselben Fehler zu verfallen! Es ist freilich nicht der große Heiden-Apostel, der heut die Stimme auf dem Richtplatze der Französischen Literatur erschallen läßt; wenn auch der Redner ein Anderer ist, die Lehre ist dieselbe: sie hat, indem sie Jahrhunderte durchlaufen, auch nicht einen einzigen Strahl ihres Lichtes, nicht den kleinsten Theil ihrer Kraft verloren. Verwerfet Ihr sie nun, weil sie von einem geringen Unbekannnten ausgeht, und weil sie Euch befremdet, so gleichet Ihr jenen Atheniensischen Philosophen, jedoch mit dem Unterschiede, daß es jetzt für die Echtheit des Evangeliums einen Beweis mehr giebt: Achtzehn Jahrhunderte voll Wohlthaten!

Wir sind Christen, werden die Einen sagen; wir kennen das Christenthum und brauchen es nicht mehr zu studiren, werden die Andern sprechen: eine leicht zu gebende, aber schwer zu rechtfertigende Antwort.

Gern will ich zugestehen, daß es unter Euch Männer giebt, und in großer Anzahl, die dem Evangelio, so wie sie es auffassen, nicht feindlich gesinnt sein mögen; ich gebe ferner zu, daß die verständigsten unter Euch dem wahren Christenthum sich am Meisten

nähern. Denn je mehr der Geist sich erhebt, je weiter vermag er zu schauen; und was er sowohl an Höhe, als an Ausdehnung gewinnt, das kommt der christlichen Religion zu Gute, die da größer ist, als alles Große.

Aber, lasset uns aufrichtig zu Werke gehen, ist die wahrhafte Frömmigkeit nicht eine sehr seltne Ausnahme in den Reihen unserer Schriftsteller? Wäre es nicht höchst einfältig, alle Die für Christen zu halten, welche den Namen tragen, sei es aus Gewohnheit, oder aus Laune, oder um sich der Pflicht zu entziehen, über ihr Christenthum weiter nachzudenken? Ihr Alle, die Ihr Dies leset, Romanschreiber, Schauspieldichter, Professoren, Journalisten, leget die Hand auf's Herz und fraget Euch, ob Ihr Christum erkennet als Euern Gott, Euern Heiland, Euern Gesetzgeber, Euern höchsten Richter? Fraget Euch, ob Ihr aufrichtig und vollständig glaubet, was Gott in der Bibel sagt, ob Euer Herz Gott liebt, ob Euer Wille Ihm gehorsam ist? Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Fragen Euch nicht mehr in Verwunderung setzen sollten, als alles Uebrige; und es wäre wohl eben so thöricht, Euer immer fertiges Bekenntniß vom Christenthum auf Euer Wort anzunehmen, als es von Euch un-

klug sein würde, wolltet Ihr mit Recht Euch weigern, mich länger anzuhören.

Könnt Ihr mindestens sagen, daß Ihr die Religion kennet, welche Ihr verwerfet? Ich weiß, daß Ihr Eure Einsichten nicht so wohlfeil zu Markte bringt, als Euren Glauben. Ohne viele Mühe entschließt man sich, für einen Ungläubigen zu gelten, ja, man rühmt sich Dessen sogar manchmal; aber für unwissend gehalten zu werden, das mag man sich nicht gefallen lassen. Ich bin in diesem Augenblick noch nicht so weit, Euch zu beweisen, daß Euer Mangel an Kenntnissen in der Religion genau Eurem Mangel an Glauben gleichkommt, und daß der eine den andern erklärt. Der Gegenstand ist zu wichtig, um in diesen vorbereitenden Betrachtungen entwickelt zu werden: im siebenten Kapitel werde ich darauf zurückkommen.

Alles, was ich jetzt von Euch verlange, ist, mich anzuhören. Ich will keine Gefälligkeit von Eurer Seite, aber auch kein Vourtheil. Ihr, die Ihr die Intoleranten tadelt, dürft selbst nicht intolerant sein, indem Ihr eine Meinung verdammt, ohne sie zu kennen; setzet nicht gleich bei'm Eingang meiner Forderung an Euch eine entschiedene Protestation entgegen, was unbillig und widerrechtlich sein würde!

Ich wende mich nicht an Euch im Namen einer Sekte oder einer Partei; ich komme im Namen Jesu Christi, im Namen des Evangeliums, im Namen der Religion Newton's und Pascal's, um Euch zu zeigen, daß die Französische Literatur sich nur wieder erheben kann, wenn sie eine christliche wird. Ich werde mich nicht auf Declamationen einlassen, ich werde Gründe anführen. Sind sie gut, so müßt Ihr sie annehmen; sind sie schlecht, so werdet Ihr sie mit Einsicht verwerfen. Ihr sollt dabei nicht viel Zeit verlieren: ich werde mich kurz fassen, weil ich gern gelesen sein möchte, nicht um mich, sondern des Gegenstandes wegen, den ich behandle.

Einige harte Wahrheiten werden in meinem Buche vorkommen. Ich werde sie alle ohne Erbitterung sagen, keine ohne Nothwendigkeit: diese doppelte Vorsicht muß mich rechtfertigen vor dem Gewissen Anderer und vor meinem eigenen.

Euch besonders rufe ich auf, mich bei diesen wichtigen Untersuchungen zu begleiten, Euch, die Ihr rechtliche Gefühle und ein edles Ideal Euch bewahrtet, die Ihr so oft in dem Innern Eures Herzens darüber seufztet, zu nichtigen und Verderben bringenden Arbeiten Talente verschwendet zu haben, die Euch zu einem bessern Gebrauch verliehen wurden;

Euch, die Ihr stolz vor Freude zittert bei dem Gedanken, einst durch Eure Schriften die Wohlthäter der Menschheit zu werden! Ich rechne auf Euer Bedauern, auf Euer verstecktes Leid, auf Euern edelmüthigen Trieb, auf Euer Verlangen, eines reinen und dauernden Ruhmes zu genießen.

Es fehlt Euch an Luft: wohlan! hebet das Haupt in die Höhe; dort lacht ein schöner Himmel, da ist ein weiter Horizont! Es friert Euch in dem Dunkel der Zweifel: rückt nur einige Schritte vor; dort glänzt eine prächtige Sonne, deren Strahlen Euch erwärmen werden! Euch dürstet auf diesem Wege, wo Alles vertrocknet und verwelkt ist: verlieret nicht den Muth, gleichet nicht dem trägen Wanderer, der sich im Sande der Wüste hinstreckt und in dem unter ihm liegenden Boden gräbt, um einige Tropfen schlammigen Wassers zu erhalten: dort fließt ein klarer Bach, aus welchem die mächtigsten Geister, welche an der Spitze der civilisirten Welt einhergingen, ihren Durst gelöscht! Seine Quelle ist unerschöpflich; Ihr habt sie ganz nahe: wollt Ihr denn nicht den Arm ausstrecken, um den leeren Becher zu füllen?

Zweites Kapitel.

Vom Verfall der Französischen Literatur. — Von den Ursachen dieses Verfalls.

Es würde zum Wenigsten unnütz sein, uns lange bei dem Beweise aufhalten zu wollen, daß unsere Literatur ihren frühern Glanz verloren hat. Jeder Mensch von Sinn und Geschmack muß diesen Zustand des Verfalls anerkennen; und man gesteht sogar ganz allgemein, daß die vor eben nicht langer Zeit gemachten Versuche, die schönen Wissenschaften in Frankreich wieder zu verjüngen, nach einigen mehr glänzenden als soliden Erfolgen, auf eine grausame Weise die Hoffnungen täuschten, welche man von ihnen hegte. Schriftsteller und Leser, jeder hat Grund genug, dies zuzugestehen.

Giebt es Schriftsteller, die unerschrocken genug sind, um in diesem Punkte nicht mit Jedermann einverstanden zu sein, und die erklären, daß sie die Erzeugnisse unsrer Epoche denen der beiden letzten

Jahrhunderte vorziehen, so ist dies von ihrer Seite Mangel an Urtheil, Berechnung der Eigenliebe oder ein einfaches Spiel des Witzes. Die Einen haben den literarischen Takt nicht mehr, der sie das Schöne von Dem, was davon nur den Anschein hat, unterscheiden lassen könnte; und da sie ein Buch nicht nach seinem Werthe zu beurtheilen vermögen, so beurtheilen sie es nach seinem Datum: das neueste ist ihnen jederzeit das beste. Andere, weniger unwissend und dabei geschickter, rühmen die literarischen Arbeiten des Jahrhunderts, um auf eine indirekte Weise die ihrigen zu loben: sie glauben, sich selbst höher zu stellen in Allem was sie ihren Zeitgenossen zugestehen. Die Meisten aber suchen in den Lobpreisungen der jetzigen Literatur nur ein Paradoxon, welches durch die Unmöglichkeit selbst, es mit irgend einem Anschein von Vernunft zu behaupten, sie verführt; man muß ihre Kraftanstrengung bewundern, die Feinheit ihrer Dialektik, die Geschmeidigkeit ihres Styls; und nie sind sie zufriedener mit sich selbst, als bis es ihnen gelang, das Abgeschmackte geistreich, das Ungereimte anlockend zu machen: übrigens sind es Leute, die mit sich handeln lassen, und die sich gar sehr wundern würden, wenn man ernst mit ihnen reden wollte.

In der That, wie kann man bei dem Verfall der Französischen Literatur die Augen schließen, wenn dieser Verfall mit so großen Buchstaben, so zu sagen, auf jeder Seite unsrer neuen Bücher gedruckt steht? Wäre es nicht eben so, als wollte man beim Anblick eines Kranken, der unter einem immerwährenden, schleichenden Fieber dahinschwindet, behaupten, er sei kräftig und gesund?

Damit will ich aber nicht sagen, daß ich keine Ausnahme gestatte. Das wäre ein eben so wenig zu behauptendes Paradoxon. Wir haben große Schriftsteller gehabt; wir haben sie noch. Versuchet aber einmal, sie zu zählen, und Ihr werdet über ihre kleine Zahl erschrecken. Noch mehr: wie wenige sind unter dieser kleinen Anzahl, die Alles leisteten, was sie leisten konnten und leisten mußten? Wenn auch das literarische Genie ihnen nicht fehlte, fehlten sie selbst da nicht oft ihrem Genie? Haben sie nicht, ohne Mitleid für ihren bereits erlangten Ruf, ohne Mitleid für die Menschheit, welche das Recht hatte, Großes von ihnen zu erwarten, mit eigener Hand das prächtige Gebäude ihres Ruhmes zerstört? Es scheint mir, daß das Erbärmliche unserer Literatur sich noch mehr kund giebt in der Schwachheit und dem Widerspruch der Männer von

eminentem Talent, als in der Armseligkeit derer, welchen alles Ausgezeichnete abgeht.

Auch in einer weniger erhabenen Sphäre hat unser Jahrhundert höchst talentvolle und sehr verschiedenartige Schriftsteller auftreten sehen. Einige waren begabt mit einer glücklichen Erfindungskraft; Andere wieder zeigten Anmuth, Eifer oder eine gewisse Seelenwärme, welche gute Erzeugnisse versprach. Ich bin weit entfernt, dies Faktum zu läugnen: im Gegentheil, ich ergreife es für meine Behauptung: je mehr bewiesen wird, daß der Grund und Boden reich war, je mehr bin ich berechtigt zu fragen, warum er so wenig hervorgebracht.

Noch muß ich zugeben, daß in mehreren literarischen Erzeugnissen unserer Zeit etwas Lebendiges, etwas Einschneidendes, etwas Farbiges sich findet, das man in einem gleichen Grade bei den Büchern des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts vermißt. Einige Schriftsteller nehmen einen kühnen und schnellen Flug, der den Leser mitfortreißt, oder bringen auch wohl eine Fülle großartiger Bilder, welche die Einbildungskraft reizen. Sie regen Ideen auf, drehen und wenden sie, und schlagen sie künstlich eine an die andere, so daß sie ihnen zuweilen brennende Funken entlocken. Seid Ihr aber von Eurer

Verblendung, von Eurer Aufregung zurückgekommen, sucht Ihr den Gedanken des Autors, um Euch strenge Rechenschaft davon abzulegen, dann gewöhnlich entwischt Euch Alles; die Funken gehen in Rauch auf; und lasset Ihr es Euch nur ein wenig angelegen sein zu untersuchen, was unter diesem Pompe versteckt liegt, so findet Ihr Leere und Abgeschmacktheit. Keine bestehenden, werthvollen Gedanken, nichts als Glanz ohne allen Bestand: Ihr glaubtet, Gold zu haben, und Ihr habt nur Flitterwerk. Gilt Das von den besten Schriften, was soll man da von den mittelmäßigen sagen?

Im Allgemeinen sind die neuen Bücher unvollendet, sowohl ihrem Inhalt, als ihrer Form nach. Man begnügt sich mit einem gewissen Beinah, wenn man nicht ganz und gar im Irrthum ist, und man strengt sich weit weniger an, dem erleuchteten Leser zu gefallen, als den unwissenden zu blenden: gewiß, ein trauriges Zeichen einer dahinsterbenden Literatur!

Nur noch Eine Frage an Männer, deren Meinung hier von einigem Gewicht ist: Welches sind unter den seit zehn Jahren in Frankreich veröffentlichten Schriften diejenigen, die Euch vollkommen zufrieden gestellt haben? Könnt Ihr deren zehn anführen, also ein einziges gutes Buch jährlich?

Könnt Ihr deren drei nennen? Habt Ihr nicht mit Bedauern bald das Fehlerhafte der Gedanken, bald das Mangelhafte des Ausdrucks, oft diese beiden Fehler zusammen bemerkt? Hier sind es unmoralische Stoffe, dort überspannte Ideen, hier wiederum oberflächliche, sich widersprechende Behauptungen, fast überall ein unkorrekter, nicht im Geringsten gefeilter Styl. Wo ist das Buch, dem ihr gewagt hättet, die Dauer eines Säculums zu versprechen?

Europa's Urtheil bestätigt das unsrige. Es gab eine Zeit, wo die Französische Literatur die Welt beherrschte, wo die Civilisation eben so von uns ausging, wie einst von Griechenland und von Rom. Das Jahrhundert Ludwigs XIV., das uns wahrlich nicht so fern liegt, erhielt seinen Platz unter den klassischen Jahrhunderten. Das ihm folgende, so wenig es ihm auch gleichkommt, ließ sich unser literarisches Scepter doch nicht zerbrechen. Nun, was haben wir mit dieser glorreichen Ueberlegenheit angefangen? Ist sie auch nicht gänzlich verloren, wird sie uns nicht zum Allerwenigsten streitig gemacht? Will das literarische Europa uns nicht Gesetze vorschreiben, statt welche von uns zu verlangen? Sind Byron, Walter Scott und Göthe nicht

mächtiger in Frankreich, als irgend einer unsrer jetzt lebenden Autoren es je im Auslande war?

Zwar werden dort noch Französische Bücher nachgedruckt; aber ich frage: für wen? Für Die, welche wunderliche und unanständige Romane lieben, und für Komödianten, welche unsere Vaudevilles aufführen. Was man dort abdruckt, ist wahrlich nicht Das, was wir gern Europa zeigten; nein, Das ist es, was man zur Ehre Frankreichs verstecken müßte. Unsere neuen Bücher, einige immer seltner werdende Ausnahmen abgerechnet, stehen bei ernsten und unterrichteten Fremden auch nicht in dem geringsten Ansehn: gewissenhaften Menschen jagen sie Schrekken ein; wissenschaftlich gebildeten zwingen sie Mitleiden ab.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich so wenig von den mathematischen, als von den Natur-Wissenschaften rede: ich spreche von Dem, was man im eigentlichen Sinne „Literatur“ zu nennen pflegt. Die Wissenschaften haben seit funfzig Jahren in unserm Lande unermeßliche Fortschritte gemacht; man hat neue geschaffen, und alle sind auf eine bewundernswerthe Weise vervollkommnet worden. Mit gerechtem Stolz kann Frankreich die Namen mehrerer berühmten Gelehrten nennen, welche,

eben so gut durch ihre Ausdauer, als durch die Macht ihres Genius, den menschlichen Geist mit ihren Entdeckungen überrascht, die menschliche Gesellschaft mit den daraus entstandenen Resultaten bereichert haben. Aber selbst der Contrast in unsern Tagen zwischen dem Gange der Wissenschaften und dem der Literatur; einerseits diese so fruchtbare, so unermüdliche Kraft, andrerseits diese immer fühlbarer werdende Ohnmacht, sie werden uns später, im 5ten Kapitel, ein Argument bieten, das unsere Meinung unterstützt: so ausgemacht ist es, daß eine richtige Idee niemals durch irgend ein Faktum einen Widerspruch erleiden kann, daß sie sich vielmehr zu ihrem Vortheil Dessen bemächtigt, das ihr zu widersprechen scheint.

Da unser literarischer Verfall nun allgemein zugestanden werden muß, so fragt man sich billig: Welches sind die Ursachen dieses Verfalls? Eine gar wichtige Frage, die uns in den Mittelpunkt unsers Gegenstandes führt.

Hier hör' ich nun das Wort „unvermeidliche Nothwendigkeit", ein Wort, das in unserm Jahrhundert so allgemein gebraucht wird, da es oberflächlichen Geistern so bequem ist. Man behauptet, daß nie ein Volk zweier großen Ernten auf dem Felde

der Literatur sich erfreut, daß unsre Ernte schon unter der Regierung Ludwigs XIV. eingebracht wurde, daß uns nichts als eine ärmliche Nachlese bleibt, nichts als einige Aehren, die unsere Meister vergaßen. Das ist das Gesetz des Verhängnisses, fügt man hinzu, von dem keine menschliche Macht uns befreien kann.

Wäre Dem so, dann müßten wir ja in sinnloser Trägheit, mit traurigem Verzichtleisten, den letzten Convulsionen unsers literarischen Lebens zuschauen. Wozu Mittel ausfindig machen wollen, der Sterbenden das Leben zu fristen, sie wieder zu kräftigen, wenn das Verhängniß die Mittel im Voraus für unnütz erklärt? Ist eine Schicksalsfügung aber wirklich bewiesen? Sind wir, weil wir vortreffliche Schriftsteller gehabt haben, verdammt, nothwendigerweise verdammt, deren nicht mehr zu haben?

Zuerst muß ich bemerken, daß Diejenigen, welche das Verhängniß-Gesetz aufstellen, beständig annehmen, es habe für sie keine Kraft, daß sie sogar zu Gunsten einiger ihrer Freunde sich herablassen, bei dem Verhängnisse für diese um Gnade zu bitten. Was für eine Regel aber ist es, von der man für sich selbst und die Freunde eine Ausnahme macht? Reißt man da nicht mit der Einen Hand wieder ein, was

man mit der andern aufbaut? Und wenn das Verhängniß-Gesetz uns nicht verhindert, drei oder vier große Schriftsteller zu haben, wie könnte es uns hindern, deren mehrere zu zählen?

Man stützt sich auf historische Fakta: Nach den Jahrhunderten des Perikles, des Augustus und Leo's X. gerieth die Literatur in Verfall und erhob sich nicht wieder bei demselben Volke. Zugegeben! Aber Griechenland, Rom und Italien fielen, kurz nach ihrer glorreichen literarischen Epoche, unter eine rohe Tyrannei oder unter eine fremde Botmäßigkeit. Frankreich, im Gegentheil, ist unabhängig geblieben, und in vieler Hinsicht ist sein politischer Zustand heut besser, als unter Ludwig XIV. Wenn also durch das Verhängniß-Gesetz die Vergangenheit wieder zu Tage käme; sollte sie da nicht vollständig sich wiedererzeugen? Wenn dies Gesetz in Einem Punkt abweicht, sollte es da nicht auch in den andern sich widersprechen? Aus welchem Grunde wären wir denn gezwungen, Griechenlands und Italiens Geschichte in literarischer Hinsicht wieder zu beginnen, und nicht in politischer?

Ferner sagt man: Für lange Jahrhunderte erschöpft sich die Natur durch das Erzeugen einer gewissen Anzahl mächtiger Geister. Das ist doch wohl

nur eine ganz einfache Metapher. Ich möchte wohl wissen, was das heißt: „die Natur erschöpft sich“, und welcher Art von Erholung sie bedarf, um aufs Neue ans Werk gehen zu können. Ernstlich diese rhetorische Figur widerlegen zu wollen, würde zu große Einfalt verrathen. Was mich betrifft, so denke ich, daß das Genie in allen Weltaltern und bei allen Völkern auf eine fast gleiche Art und Weise vertheilt ist, daß wir bei dieser Vertheilung nicht schlechter weggekommen sind, als das Jahrhundert Ludwigs XIV., und daß der Verfall der Französischen Literatur nicht der Natur, sondern uns selbst zugeschrieben werden muß.

Endlich behauptet man: Die vorzüglichsten literarischen Formen sind ausgebeutet die Quellen der Erfindung erschöpft! Eine zweite Metapher! Eben so gerecht wäre es gewesen, sich dieser Redensart zu bedienen, um die Autoren des siebenzehnten Jahrhunderts zu entmuthigen, da ihre Zeit lange nach den Vorbildern der Alten fiel, als sie nach den großen Schriftstellern unter der Regierung Ludwigs XIV. gegen uns geltend machen zu wollen. Wie könnten die Quellen der literarischen Erfindung wohl je sich erschöpfen? Umfassen sie nicht die ganze Schöpfung, und insbesondere den ganzen Menschen?

Welche unendliche Verschiedenheit in den Schönheiten des Weltalls, in den Geheimnissen des menschlichen Gedankens, in den Leidenschaften seines Charakters, in dem Abgrunde seines Gewissens, in den Bildern seiner Einbildungskraft, in den Formen seiner Sprache! Und das Unendliche läßt immer denselben Raum vor uns, mögen wir auch noch so weit gegangen sein.

Wo sind denn nun die wahren Ursachen unsers literarischen Verfalls? In der verderbten Sprache? Nein; Sprachen sind nur, freilich mehr oder weniger, leicht zu handhabende Werkzeuge, die aber doch immer dem erleuchteten und geduldigen Verstande sich unterwerfen. Nicht die Sprache unsers Jahrhunderts ist es, welche die schlechten Schriftsteller macht: es sind die schlechten Schriftsteller, welche uns eine barbarische Sprache bilden. Jedes Genie weiß noch einen guten Styl zu finden. Chateaubriand und Lamennais, ohne die Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts zu reden, haben doch noch eine, durch welche Jener seine Gedanken auf eine bewundernswerthe Weise zu malen, Dieser sie tief in den Geist des Lesers eindringen zu lassen versteht.

Soll man den Verfall der Französischen Literatur der Gewohnheit zuschreiben, zu leicht zu compo-

niren und zu schnell zu schreiben? Ein sinnreicher Kritiker, Nisard, hat diesen Gedanken entwickelt; gewiß erinnert man sich dessen: aber warum schreibt man heutiges Tages so schnell und folglich so schlecht? Das war es, was man untersuchen mußte. Der Kritiker, von dem wir sprechen, hat offenbar nur eine Wirkung in's Auge gefaßt, oder, wenn man will, eine secundäre Ursache des Uebels. Wäre er höher hinaufgegangen, er hätte die Ursache der Ursache entdeckt.

Ist es vielleicht die mangelnde Ermuthigung, welche die Literatur unsrer Zeit in Verfall gebracht hat? Noch nie hat die Literatur einer größeren Ermuthigung sich zu erfreuen gehabt, als gerade jetzt. Man braucht nur ein Geschichtchen, ein Gedicht, einen Roman von irgend einem Werthe zu veröffentlichen, gleich strömt der Haufe hinzu und belohnt den Verfasser durch eine große Freigebigkeit. Entgegnet mir nicht, daß die Börsen der Könige und der großen Herren aus der ehemaligen Zeit jetzt den Schriftstellern verschlossen sind; die Börsen des Pubikums sind ihnen geöffnet, und die sind voller, als jene. Ich kenne Schriftsteller, die nach Millionen rechnen, wie die reichsten Banquiers. Wie viele sind nicht seit zwanzig Jahren vermögende Rentiers geworden, und oft, ach, durch was für Gei-

stesprodukte! Polyeuct und Cinna, Emil und der „Contrat social“ haben ihren Verfassern weniger eingebracht, als dieses oder jenes schlechte Drama, diese oder jene unverdauliche Geschichte, die weiter nichts Literarisches hatten, als den Namen und die Anmaßung.

Beruht endlich das Geheimniß des Verfalls unserer Literatur in der lärmenden Bewegung der öffentlichen Angelegenheiten, in der schnellen Aufeinanderfolge von Ereignissen, an denen doch Alle einen mehr oder weniger direkten Antheil nehmen müssen, die folglich den Schriftstellern die nöthige Ruhe rauben, um bedachtsam ihre Werke zu Tage zu fördern? Wäre dies Argument aber gut für gewöhnliche literarische Arbeiten, so müßte es auch, und zwar aus einem noch triftigern Grunde, für wissenschaftliche Arbeiten gelten; denn diese verlangen denn doch wohl wenigstens eben so viel Geistesruhe und Muße, wie jene. Was demnach den Fortschritten der Wissenschaften nicht schadete, das konnte auch den Aufschwung unserer Literatur nicht hemmen. Warum erhoben sich jene, warum fiel diese zu derselben Zeit, unter denselben Veränderungen, welche der Wechsellauf der Zeit mit sich führte?

Es würde zu weit führen, wollte man alle die

Gründe untersuchen, welche angeführt werden, um das uns beschäftigende Faktum zu erklären. Auch die allerbesten sind noch unzureichend; und wollte man ihnen auch mehr Werth zugestehen, als sie wirklich haben, es würde doch immer noch eine große Dunkelheit über der Frage schweben; denn die gegenwärtigen Umstände sind nicht allein der Cultur der Literatur nicht ungünstig, sondern es sind deren sogar mehrere vorhanden, die unsere Literatur in die Höhe bringen müßten.

Um nur einen einzigen anzuführen: In diesem Jahrhundert haben die Schriftsteller das Recht erlangt, nach dem Ausdruck des Tacitus, Alles zu denken, was sie wollen, Alles zu sagen, was sie denken. Sie mögen gut sein oder schlecht, alle Ideen können zu Tage gefördert werden, und von dem individuellen Urtheil dürfen sie an den allgemeinen Urtheilsspruch appelliren. Der Ort, wo sonst die Bastille sich erhob, ist ein öffentlicher Platz geworden: ein Bild der Unabhängigkeit, die der menschliche Geist von der absoluten Gewalt eroberte.

Philosophen, Dichter, Historiker, Redner, Ihr seid frei! Erfindet und entwickelt neue Theorieen; grabet in Eurer Seele Tiefen und bringet unbekannte Schätze an das Tageslicht; überlasset Euch

dem Flug Eurer Einbildungskraft; ladet vor Euern Richterstuhl die Vergangenheit und die Gegenwart; bereitet der Zukunft den Weg! Da giebt es politische und wissenschaftliche und militairische Ereignisse genug, die Europa in Bewegung setzen und die darauf warten, daß ihnen der unauslöschliche Stempel des Genies aufgedruckt werde! Noch einmal: Ihr seid frei! Menschen und Dinge, Alles, was groß, Alles, was stark ist, kann seinen Platz fordern und der Welt sich offenbaren. Nun — diese Freiheit, die Ernährerinn der Intelligenz und der Dichtkunst, diese Freiheit, welche unter den Händen Eurer Vorgänger so fruchtbringend gewesen wäre, was ist sie unter Euern Händen geworden? Sie ist träge und unfruchtbar: und es scheint, daß Ihr sie nur erhalten habt, um von Eurer Ohnmacht ein desto gültigeres Zeugniß abzulegen!

Und woher diese Erstaunen erregende Ohnmacht? Was fehlt unsern Schriftstellern, nm Werke zu liefern, die den Beifall ihres Jahrhunderts verdienen, und auf welche die Nachkommenschaft sich noch berufen können? Ich antworte: Es fehlen ihnen gemeinsame Ueberzeugungen in der Literatur, in der Moral, in der Religion; und diese Ueberzeugungen fehlen ihnen, weil sie den christlichen Glauben verlassen ha-

ben. Oder mit andern Worten: Die Literatur ist ohnmächtig, weil sie im Staube liegt; und sie liegt im Staube, weil sie sich vom Christenthum trennte.

Dies ist nicht — ich beeile mich, es zu sagen — eine systematische und willkührliche Annahme, auf welche ich Alles, wohl oder übel, zurückführen möchte. Ich selbst würde dem Evangelio eine unwürdige Schmach anthun, wenn ich auf diese Weise es unterstützte, als müßte ich ihm einen Ruhm verleihen, der ihm nicht gebührt. Was läge dem Christenthum daran, wenn der Mangel desselben auch nicht die Grundursache unsers literarischen Verfalls wäre? Sollte es darum der Ehrfurcht und des Glaubens des menschlichen Geschlechts weniger würdig sein? Die Beweise seiner Göttlichkeit, Gott sei dafür gepriesen! liegen wahrlich nicht in einer literarischen Frage: sie haben eine ganz andere Höhe, seine Wohlthaten eine ganz andere Größe! Das Christenthum hat dem Menschen dessen Wiedergeburt und Rettung verheißen; das ist sein Werk: seit achtzehnhundert Jahren hat es dasselbe vollkommen erfüllt, und dieses Werk genügt seinen Vertheidigern. Aber das Christenthum hat uns keine großen Schriftsteller verheißen: was würde es demnach verlieren, im Fall ich mich geirrt hätte?

Findet es sich indessen, daß auch auf diesem Gebiet der Ruhm ihm gebühre, so sehe ich nicht ein, warum man Anstand nehmen sollte, ihn für dasselbe in Anspruch zu nehmen, besonders in einem Jahrhundert, das für Beweggründe dieser Art — und dazu kann ich ihm eben nicht Glück wünschen — empfänglicher ist, als für die direkten Beweise der Wahrheit des Christenthums. Das Wesentliche hier, wie bei jeder andern Materie, ist, in dem Wahren seinen Standpunkt zu nehmen und logisch zu verfahren. Leset und urtheilet: Aufmerksamkeit und Ehrlichkeit, das ist Alles, was ich von Euch verlange.

Drittes Kapitel.

Von den wesentlichen Elementen der Literatur. -- Anwendung unsrer Grundsätze auf die Jahrhunderte des Perikles, des Augustus, Leo's X., Ludwig's XIV. und auf das achtzehnte Jahrhundert.

Es lehrt die Geschichte des menschlichen Geistes, daß bei einem Volke die Literatur nur unter zwei Bedingungen gedeihen kann: 1) Es müssen, wenn dies der Fall sein soll, unter den Schriftstellern gemeinsame Ueberzeugungen herrschen; 2) diese Ueberzeugungen müssen sich auf Etwas Allgemeingültiges und Bleibendes stützen, d. h. auf etwas Wahres.

Das Ganze der von allen Schriftstellern, oder doch wenigstens von der Mehrzahl, angenommenen Ideen macht Dasjenige aus, was man ihren Glauben oder die literarische Wahrheit in irgend einer gegebenen Epoche nennen könnte.

Die literarische Wahrheit ist nicht immer der treue Ausdruck der Wahrheit im philosophischen und

absoluten Sinne des Worts; es ist sogar sehr selten, daß sie dieselbe genau wiedergiebt; aber sie muß sich ihr in mehrern Punkten anschließen: denn es ist unmöglich, daß Das, was in den Erzeugnissen des Geistes den Rang und die Macht des Wahren erhält, je eine vollständige Lüge sein kann.

Betrachtet man die gemeinsamen Ueberzeugungen einer literarischen Epoche in ihrem höchsten Ausdruck, so schließen sie nothwendigerweise ein religiöses Symbol ein. Denn wären die Schriftsteller nicht einig über die Glaubensregel, so wären sie es auch nicht weder über die Sittenregel, noch über die politischen Grundsätze; und dann würden sie sich über nichts mehr verständigen können, selbst nicht einmal über Fragen, die den Styl und den Geschmack betreffen. Alles wäre verschieden, zerstreut, in Widerspruch; und die Anarchie allein bliebe stehen auf den Trümmern der Wahrheit. *)

*) Ich würde mich gar nicht wundern, wenn mehr als Ein Leser es nicht gut begreifen könnte, wie die Einheit in Dingen, die den Styl und den Geschmack angehen, von der Einheit in religiösen und moralischen Dingen abhängig seyn soll. Die Zweifel dieser Leser werden verschwinden, wann wir im Einzelnen (Kapitel 4.) den Zustand der Anarchie untersuchen werden, die heutiges Tages in der Französischen Literatur herrscht. Anm. d. Verfassers.

Sobald aber, im Gegentheil, die Schriftsteller im Punkte der Religion einig sind, so müssen sie auch im Punkte der Moral übereinstimmen. Gleich einem kräftigen Stamm theilt sich dieses Symbol in mehrere Zweige, welche die verschiedenen besondern Wahrheiten umfassen: die politische Wahrheit, die historische Wahrheit, die poetische Wahrheit, die dramatische Wahrheit, die oratorische Wahrheit, die kritische Wahrheit, die Wahrheit des Geschmacks. Das heißt: es giebt gewisse allgemein angenommene und in Ehren gehaltene Grundsätze und Regeln, nach denen man das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten, das Schöne vom Häßlichen in allen Zweigen der Literatur unterscheiden kann. Die Republik der Wissenschaften ist also constituirt: sie hat ihren höchsten Codex, welcher die Einheit erhält; und diese Einheit ist die Kraft, das Leben der verständigen, vernünftig denkenden Wesen.

In diesen allgemeinen Ideen giebt es einen gemeinschaftlichen Fonds, oder, wenn man sich so ausdrucken darf, ein unzertheiltes Eigenthum für die Schriftsteller. Da holt sich ein Jeder heraus, was der Natur seines Geistes, seines Talents, seiner Studien am Meisten entspricht, und druckt ihm seinen individuellen Stempel auf. So haben die lite-

rarischen Werke zu gleicher Zeit etwas Allgemeines, denn sie fließen alle aus derselben Quelle, und etwas Besonderes, denn sie zeigen das eigenthümliche Gepräge des Verfassers. Was allgemein ist, erdrückt nicht die Individualität; im Gegentheil, es läßt diese noch mehr hervorspringen, indem es sich den ihm gegebenen Formen anpaßt; und auf der andern Seite: was eine Individualität ist, trennt sich nicht vom Allgemeinen; im Gegentheil, es schließt sich daran an, als an seinen festesten Stützpunkt. Dies sind die Elemente jeder starken und dauernden Literatur.

Eines der prachtvollsten Schauspiele, die man unter dem Himmel sehen kann, ist unstreitig ein zahlreicher und gedrängter Haufe ausgezeichneter Schriftsteller, Organe derselben Wahrheiten, alle von demselben Geiste beseelt, alle dasselbe Leben lebend, und doch ein jeder durch die Kraft seines eignen Genius einen eignen Weg sich bahnend, der zu dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt führt. Der Philosoph sucht die allgemeinen Ideen seines Jahrhunderts auf dem Grunde einer strengen Analyse festzustellen; der Poet verschönert sie mit allen Farben einer glänzenden Einbildungskraft; der Historiker wendet sie auf die Annalen der Vergangenheit an; der Dramatiker bringt sie auf die Scene, der weltliche Redner auf

die Tribune, der geistliche auf die Kanzel, damit sie tief in das Verständniß und in das Gewissen der Völker dringen. Alle aber, jeder nach dem ihm gewordenen Talent und nach dem ihm eigenthümlichen Charakter, arbeiten gemeinschaftlich an diesem unermeßlichen Werke, das eben so gut eine vollständige Politik, als eine vollständige Civilisation, eben so gut eine vollständige Moral, als eine vollständige Religion — das zu gleicher Zeit eine vollständige Literatur ist. Das sind die Zeichen, an denen man die großen Epochen des menschlichen Geistes erkennt!

In den Jahrhunderten, welche die eben angeführten Merkmale an sich tragen, erzeugen sich die Genies, unterstützen sie sich gegenseitig. Sie halten sich für verantwortlich, Einer für Alle, Alle für Einen, in der Mission, die sie, unter sich einig, übernommen haben. Erhabene Verbrüderung, welche den Schriftstellern eine Würde, ein Vertrauen, eine Energie, eine Ausdauer verleiht, die sie, wären sie getheilt geblieben, nie gehabt haben würden! Der die Wüste durchwandernde Pilger, so bedächtig und muthig er auch sein mag, fühlt, wenn er allein ist, den Fuß wanken, das Herz ermatten; gebt ihm aber einen Gefährten, und festen Schrittes, festen Herzens, wird er dem Ziele zueilen, das er erreichen soll.

Hat es indessen nicht Epochen gegeben, in denen tiefe Ueberzeugungen, wahre und richtige Ueberzeugungen herrschten, und die dessen ungeachtet kein literarisches Meisterwerk hervorbrachten? Ohne allen Zweifel; die Literatur, um sich bei einem Volke zu entwickeln, macht viele Bedingungen, bei denen wir uns nicht aufgehalten haben, weil sie nicht diejenigen sind, welche uns heutiges Tages fehlen. Wir wollten nur feststellen, daß die Literatur ohne gemeinsame Ideen, die sich der absoluten Wahrheit anschließen, nicht zur Blüthe gelangen kann.

Es möchte interessant sein, diese Grundsätze auf die großen literarischen Jahrhunderte in Anwendung zu bringen. Man wird wohl leicht erachten, daß wir hier nur eine flüchtige Skizze dieser Arbeit geben können.

Im Jahrhundert des Perikles war der gemeinschaftliche Fonds, aus welchem die Schriftsteller schöpften, der Cultus des Vaterlandes. Das Vaterland hatte einen heiligen Ursprung, eine göttliche Existenz. Alle religiösen, moralischen, politischen, literarischen Ideen waren dieser ausgedehnten und mächtigen Vergötterung untergeordnet; selbst die Götter der Griechen waren National-Götter, die das ganze Weltall nur darum zu beherrschen schienen, um Griechenland

besser beschützen zu können. Nur Griechische Helden bevölkerten Elysium, und der Tartarus war nur von ihren Unterdrückern und von ihren Feinden angefüllt.

Die alten Traditionen des Vaterlandes zu sammeln; seine Freiheit, seinen Genius, seine Siege über die Barbaren und die Triumphe seiner ausgezeichneten Bürger in National-Festen zu feiern; das lyrische, das dramatische, das Helden-Gedicht, die Geschichte, ja, selbst die Philosophie seinem Ruhme zu weihen; dasselbe, wie durch das Wort, so durch das Schwert zu vertheidigen, wann Gefahr ihm drohete — das war das gemeinschaftliche Werk eines Aeschylus, eines Sophokles, eines Herodot, eines Thucydides, eines Pindar, eines Demosthenes, eines Plato. Alle, auf verschiedene Weisen, mit individuellen, genau charakterisirten Formen, gehorchen Einem und demselben Geiste; Alle sind von einem glühenden Patriotismus erfüllt, den sie zu der Höhe einer Religion erhoben hatten.

Diese Hingebung an das Vaterland war zu ausschließend; sie umfaßte, was es am Längsten Lebendes in der Vielgötterei gab, und knüpfte sich so durch mehr als Ein Band an die religiöse und moralische Wahrheit aller Zeiten. Die Griechischen Au-

toren fanden in dieser Hingebung ein Einheits-Mittel, das ihre bewundernswerthen Arbeiten erklärt und ihren Ruf rechtfertigt.

Im Jahrhundert des Augustus herrschten dieselben Ueberzeugungen, geschwächt in Einem Sinne, verstärkt in einem andern: weniger persönliche Hingabe, mehr Nationalstolz. Der Glaube an die vorherbestimmte Nothwendigkeit der Römischen Oberherrschaft schwebte über dem Gedanken des Geschichtsschreibers, des Redners, des Dichters, und gab ihnen männliche und stolze Worte ein. Für sie war im ganzen Weltall kein anderer Herr möglich, als der Bürger der ewigen Stadt. Das war ihr Glaube, ihre Religion, die Religion Aller, sogar der Besiegten, wann sie die Leyer oder den Griffel der Geschichte zur Hand nahmen, um sich in ihrem Mißgeschick zu trösten. Und diese Ueberzeugungen wurzelten so tief, daß es bei den nordischen Völkern dreier Jahrhunderte Invasionen und Eroberungen bedurfte, um sie auszurotten.

Das war Fanatismus, ich gebe es zu; aber in diesem Fanatismus lagen Elemente von Wahrheit und Moralität. Der Glaube an die Allgemeinheit des Römischen Reichs enthielt als Keim zwei große Ideen: die erste, es gebühre der Civilisation das

Uebergewicht über die Barbarei, der intelligenten Kraft über die rohe; die zweite: die Menschheit sei bestimmt, ein einziges Ganzes zu bilden und unter denselben Gesetzen zu leben. Unstreitig waren die Schriftsteller im Jahrhundert des Augustus dieser Ideen in ihrer ganzen Ausdehnung sich nicht bewußt; sie bemerkten sogar von ihnen nur eine unförmliche Hülle: was sie aber davon begreifen konnten, war hinreichend, sie zu einer fruchtbringenden und mächtigen Einheit zu bringen.

Wenn die Griechischen und die Römischen Schriftsteller nicht immer in einem gleichen Grade den Geist zeigen, den wir ihnen zuschreiben, so kommt dies daher, weil die Natur ihrer Werke es nicht zuließ. Unmöglich war es wohl, Das in eine Elegie oder in eine Ode zu legen, was in einem epischen Gedicht Platz gefunden haben würde; allenthalben aber, sogar in den leichtesten Erzeugnissen, offenbart sich durch irgend einen Zug Jedem, der die Schriften des Alterthums zu lesen versteht, jener Geist, der aus der Religion ein Mittel zum Patriotismus, aus dem Patriotismus einen religiösen Grundsatz machte.

Gelangt man zu den neuern Zeiten, so bietet sich ein allgemeines Factum dar: der Einfluß des

Christenthums, erscheine es nun in seinen Symbolen, oder in seinem Dogma, oder in seinen socialen Anwendungen aufgefaßt, auf die Bildung und Entwickelung der vorzüglichsten Perioden der Literatur. Diese wenigen Worte fassen das Charakteristische des Jahrhunderts Leo's X., des Jahrhunderts Ludwig's XIV. und des achtzehnten Jahrhunderts in sich.

Die christliche Religion zu verherrlichen in dem Pompe, mit welchem sie sich umgab, um auf die Einbildungskraft der Völker zu wirken, und in den äußerlichen Uebungen, welche hieraus folgten; das war die gemeinsame Arbeit einer ganzen Generation von Künstlern und Schriftstellern im sechszehnten Jahrhundert. Gelehrte, Dichter, Maler, Bildhauer studirten das vor Kurzem erst wieder aufgefundene Alterthum nur, um, beladen mit den Reichthümern, welche sie dem Staube der Museen und der Bibliotheken entrissen hatten, mit diesen Schätzen dem symbolischen Christenthum ihrer Zeit zu huldigen. Michel Angelo, Raphael, Tasso, und wie viele Andere noch, haben dieser Aufgabe alle Kräfte ihres Genius geweiht. Sie sahen darin weit mehr, als ein Werk der Kunst oder der Literatur; es war in ihren Augen ein Werk des Glaubens, ein heiliger Auftrag, der in sich selbst seinen Lohn fand. Nachtwachen

und Ermüdungen, frühzeitige Erschöpfung des Körpers und des Geistes, und, nach so vielen sauern Arbeiten, getäuschte Erwartung, Armuth, Verläumdung, Verfolgung — was kümmerte es sie? Die demüthigsten, Die, welche nicht hofften, der Nachwelt einen Namen zu hinterlassen, opferten sich ihrer Aufgabe eben so rücksichtslos, wie ihre Meister, glücklich, wenn sie am Ende einer mühseligen Laufbahn sich sagen konnten: wir haben gedacht, gearbeitet, gelitten, das Leben daran gesetzt, um eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Möglich, daß ihre Begriffe nicht ganz frei von Aberglauben waren; kann man ihnen aber darum einen festen Glauben, eine großmüthige Verläugnung ihrer selbst absprechen? Immer im Glauben schritten sie demselben Ziele zu: sie waren eins! Und deshalb haben sie Großes geleistet, berühmte Schulen hinterlassen; und deshalb hat das Jahrhundert Leo's X. den Annalen des Menschengeschlechts einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt.

Auf das Jahrhundert Ludwig's XIV. sind unsere Betrachtungen auf eine noch directere Weise anwendbar. In Hinsicht auf die Religion nahmen die vorzüglichsten Schriftsteller dieser Epoche die strengen Lehren von Port-Royal an, und diejenigen,

welche sich davon entfernten, Bourdaloue, Bossuet, Fénélon, thaten es doch nur in den Punkten, welche die Grundlage des Christenthums unberührt ließen. In der Moral erkannten sie alle die höchste Autorität des christlichen Gesetzes an. In der Politik wollten sie alle die Handhabung eines mächtigen Königthums und der alten Institutionen Frankreichs; sogar die Freiheit, von der einige unter diesen Geistern das Ideal sich vorschweben sahen, schien ihnen nur eine Wirkung der Freigebigkeit des Fürsten und seiner Tugenden sein zu können. Diese Einheit in den Ansichten bei so wesentlichen Punkten mußte sich ganz natürlich auf secundäre Punkte ausdehnen, auf die Fragen in der Kunst und in der Literatur, da das Wahre die Regel des Guten, und das Gute die Regel des Schönen ist.

Es zeigten sich zwar hie und da ungelehrige oder ohnmächtige Männer, welche von den in der literarischen Republik aufgestellten Gesetzen sich losreißen wollten; aber es waren ihrer nur wenige, und Niemand achtete sie. Geschah es zuweilen, daß ein Schriftsteller höherer Ordnung sich von diesen Gesetzen entfernte, so kehrte er doch bald zu ihnen zurück, indem er sein eigenes Werk tadelte. Mit Einem Wort: Alles ward durch eine höchste Gewalt

beherrscht; und das individuelle Genie wagte es nicht, diese Gewalt zu verkennen und zu verwerfen.

Darum waren aber die Schriftsteller der ihnen nothwendigen Freiheit nicht beraubt. Sie konnten ihrem persönlichen Drange sich hingeben, ihre eigenthümliche Gattung von Composition wählen, diese ganz auf ihre Weise behandeln, sie sich aneignen, indem sie das Siegel ihres Talents daran legten, mit Einem Wort: sich selbst konnten sie zeigen, immer jedoch, indem sie den religiösen Glauben, den moralischen Glauben, den literarischen Glauben ihres Jahrhunderts respektirten. Das individuelle Element mußte sich dem universellen so zugesellen, daß die Einheit in der Verschiedenheit bestand.

In der That, nichts ist sich ähnlicher und doch zu gleicher Zeit verschiedener, als die vorzüglichsten Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts. Vergleicht man mit einander Corneille und Lafontaine, Boileau und Bossuet, Fénélon und Molière, Pascal und Frau von Sévigné — welche Verschiedenheit und welche Aehnlichkeit! Was kann beim ersten Anblick verschiedener, was mehr eins in der Wirklichkeit sein? Begnügt man sich, den eigenthümlichen Charakter ihres Genius zu betrachten, die Natur ihrer Studien und ihrer Arbeiten, die Formen

ihrer Beurtheilungen, ihren Styl, Alles, was nothwendigerweise individuell an ihnen ist, so möchte es Mühe kosten, anzugeben, worin sie sich einander nähern. Betrachtet man aber den allgemeinen Charakter ihrer Schriften, die Grundsätze, welche sie ehren und welche sie verdammen, die Regeln, welche sie beobachten, den Geschmack, welcher sie leitet, die Sprache, welche sie reden, Alles endlich, was das Gemeinsame und Universelle in einer Literatur ausmacht, so muß man sogleich anerkennen, daß sie alle Einer und derselben Epoche, Einem und demselben Lande, ja, um mich noch besser auszudrucken, Einer und derselben Familie angehören. Betrachtet doch nur die großen Züge ihrer Physiognomie: sieht man ihnen nicht die Verwandtschaft an? haben nicht dieselbe Milch, dasselbe Brod sie genährt?

In einem Augenblick böser Laune, oder auch, weil ein stürmendes Gefühl sein Gewissen bedrängte, konnte Bossuet gegen Molière den Bannstrahl schleudern; aber unter dem literarischen Gesichtspunkt waren sie Beide, man wird mir den Ausdruck verzeihen, Zwillings-Genien. Man lese die schönen Scenen des „Misanthrope" und die schöne Leichenrede auf den Prinzen von Condé, und man wird fühlen, daß Molière und Bossuet unter derselben Sonne

groß werden, dieselbe Luft athmen mußten; daß sie, vielleicht ohne es zu wissen, eine große Menge gemeinschaftlicher Ideen haben; und daß Das, was sie einander ähnlich macht, bei Weitem Das, was sie von einander als Denker und Schriftsteller unterscheidet, überbietet.

Auf diese Weise erklären sich die Meisterwerke der Französischen Literatur im siebenzehnten Jahrhundert und ihr mächtiger Einfluß. Schreibt man sie der großen Anzahl überlegener Geister zu, welche diese Epoche erzeugte, so kennt man nur die Hälfte der Wahrheit. Man nehme dieselben Menschen an, aber ohne Ueberzeugungen, ohne gemeinsamen Charakter, ohne Einheit; würde man das Jahrhundert Ludwigs XIV. gehabt haben? Nein, das Genie, welches diesen Menschen von der Natur zu Theil ward, wäre bei den einen im Keime geblieben, hätte bei den andern auf eine elende Weise sich verirrt. Zuerst bewirkte die moralische und literarische Einheit, daß ihre natürlichen Anlagen sich bewundernswürdig entwickelten; dann kam Das hinzu, daß sie gemeinschaftlich an Einem Werk arbeiteten, so, daß die Kraft des Einzelnen an der Kraft Aller erstarkte. Und sagt man: Glückliches Jahrhundert, welches Pascal, Corneille, Racine, Bossuet und Fénélon

geboren werden sah! so will ich ausrufen: Glückliche Männer, die ihr in einem solchen Jahrhundert geboren wurdet!

Auch das ihm folgende Zeitalter zählte noch berühmte Schriftsteller; die Bedingungen aber, unter denen sie lebten, waren der Entwickelung ihres Genies nicht mehr so günstig. Alles erschlaffte stufenweise: der religiöse Glaube, die moralischen Grundsätze und, durch einen unvermeidlichen Gegenstoß, die Regeln der literarischen Kritik.

Ließ das Band indessen von der Einen Seite los, so knüpfte es sich bald von der andern fester durch ein Zusammentreffen von Umständen, die, hier aufzuzählen, zu weit führen würde. Die literarische Republik verwandelte sich in eine Monarchie; sogar in eine despotische Regierung. Es bestand unter den Autoren des achtzehnten Jahrhunderts eine starke, feste Organisation. Die vollkommene Einheit des vorigen Jahrhunderts war es freilich nicht mehr; aber immer noch Ordnung und Disciplin. Die Neuerer in der Literatur gingen nur halb und zitternd zu Werke, weil der Diktator von Ferney, ziemlich nachsichtig gegen alles Uebrige, für den schlechten Geschmack unerbittlich war.

Uebrigens muß man bemerken (und das ist un-

sers Erachtens die Hauptursach der literarischen Erfolge des achtzehnten Jahrhunderts), daß in den Schriftstellern dieser Epoche noch gemeinsame Ueberzeugungen lebten, welche etwas Gerechtes und Moralisches hatten. Gott wolle mich behüten, Menschen zu rechtfertigen, die durch unwürdige Mittel Das, was der Welt das Ehrwürdigste und Heilsamste war, angriffen! Sie haben ein Uebel angerichtet, welches zu heilen die Anstrengungen und die schmerzhaften Erfahrungen von zehn Generationen vielleicht nicht im Stande sein werden. Aber Das wollen wir nicht vergessen, daß sie zu gleicher Zeit die religiöse, die bürgerliche, die politische Freiheit forderten, die Reform der alten Privilegien, die Gleichheit vor dem Gesetze, die Achtung der Geringen, die Verwendung aller Einsichten und aller Kräfte zu Gunsten der Civilisation der Volksklassen. Ein ewig merkwürdiges Schauspiel bleibt es, daß Philosophen, welche ihres Unglaubens sich rühmten, selbst, wider ihren Willen, die Anwendung einiger Ideen des Christenthums auf das Regiment der menschlichen Gesellschaften verlangten, gleichsam, als hätte die Vorsehung in ihren geheimnißvollen Planen sie dazu verdammt, ihren unverschämten Skepticismus in der Praxis Lügen zu strafen.

Hätten diese gemeinsamen Ueberzeugungen nicht in den Schriftstellern des letzten Jahrhunderts gelebt, so würde Alles darin unerklärlich werden. Man begriffe nicht, wie Männer, an Sitten und Charakter so verschieden, als Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, bei so vielen schwierigen Fragen sich einigen, wie sie unter derselben Fahne fechten konnten. Man begriffe ferner nicht, wie die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts solche Meisterstücke von Styl hervorzubringen vermochte. Eine absolut schlechte Sache ist noch nie durch Schriften der ersten Ordnung vertheidigt worden. Da, wo schlechterdings nichts Wahres mehr ist, fällt Alles zu gleicher Zeit in's Verderben.

Wir haben gesehn, daß die in der Geschichte des menschlichen Geistes berühmtesten Jahrhunderte immer einen gemeinschaftlichen Fonds von religiösen, moralischen und literarischen Ueberzeugungen gehabt haben, welche, wenigstens hie und da, zur absoluten Wahrheit gehörten. Und Das ist es grade, was heutiges Tages der Französischen Literatur abgeht, wie wir zeigen wollen. *)

*) Vielleicht wird man uns einwenden, daß die Literaturen Deutschlands und Englands in den letzten funfzig Jahren sich

in einem lebhaften Glanze zeigten, obwohl sie kein religiöser Geist beseelte.

Hier unsere Erwiederung in kurzen Worten.

Gesetzt, diese Behauptung wäre wahr, so könnte sie doch nicht Das, was wir für die großen literarischen Jahrhunderte gesagt und aufgestellt haben, umstoßen. Dies würde ganz einfach eine Ausnahme sein, und in allgemeinem Satze bliebe nichts desto weniger bewiesen, daß die Literatur besonders in den Epochen blühte, wo die, sei es in einem politischen, sei es in einem geistigen Sinne aufgefaßte, Religion den Schriftstellern kräftige Ueberzeugungen gab und ihnen ein gemeinschaftliches Ziel steckte.

Wir gehen aber weiter: der uns gemachte Einwurf scheint uns keinesweges gegründet.

Zuerst: die Religion ist nicht, wie man es wohl glauben möchte, der literarischen Bewegung in England und in Deutschland so fremd geblieben. In England war es Cowper, in Deutschland Klopstock, welche die Ersten, das wird gewiß Jeder zugestehen, gegen die abgeschmackte Nachahmung der Französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ankämpften, welche nicht nur den zu ihrer Zeit lebenden Schriftstellern, sondern auch ihren Nachfolgern einen fruchtbringenden Impuls gaben. Und Cowper sowohl als Klopstock, beide waren aufrichtig fromm.

Zweitens: unter den berühmtesten Autoren dieser beiden Völker, besonders unter denen in England, fanden sich viele Männer, welche aufrichtige Christen waren. Die ganze Dichterschule der Lakisten hielt an religiösen Grundsätzen fest. Selbst Walter Scott, obwohl er sich gewissen Verirrungen hingab, über die wir ihn nicht rechtfertigen wollen, hat zu jeder Zeit eine große Ehrfurcht vor dem Christenthum bekannt, und ihm verdankt er vielleicht seine bewunderswerthesten Gemälde. Schiller hatte kräftig ausgesprochne überirdische Tendenzen.

Drittens: es bleibt noch in Frage gestellt, ob Deutschland und England seit einem halben Jahrhundert eine Literatur im wahren Sinne des Worts gehabt haben. Die Literatur beider Länder erzeugte, so scheint es uns, mehr als irgend eine andere, ausgezeichnete Schriftsteller, mehr oder weniger glänzende Planeten, welche jeder in seinem Kreise rollten und sich in ihrem Umherschweifen verworren kreuzten. Eine ihres Namens würdige Literatur muß aber einem regelmäßigen System gleichen, in welchem alle Planeten allgemeinen Gesetzen unterworfen sind, in welchem sie alle zur Harmonie des Ganzen beitragen.

Endlich: Byron und Göthe, die beiden einzigen Dichter erster Ordnung, welche man für den Skepticismus in Anspruch nehmen kann; was waren sie anders, als große Künstler? Kamen ihr Gedanke, ihre Intelligenz ihrem Talent der Ausführung gleich? Kamen sie ihm nur nahe? Sucht man unter der Hülle ihrer Schriften nach dem Werth des Kerns, wird man da nicht eine außerordentliche Aermlichkeit und unzählige Widersprüche finden? Haben diese so reich begabten Dichter eine nur einigermaßen feste, stehende, ehrwürdige Schule gründen können? Man urtheile darüber von den Schülern, die sich auf deren Namen berufen! Byron und Göthe sind leuchtende Meteore, feurige Kometen, welche, nach der Bewegung in unregelmäßigen Bahnen, sich in Abgründen verloren haben.

Ihr Künstler-Talent, oder wenn der Ausdruck zu schwach sein sollte, ihr Künstler-Genie ist mit unsern Grundsätzen keinesweges in Widerspruch. Uns bleibt das Recht, zu behaupten, daß der Unglaube noch nie eine wahre Literatur erzeugt hat, und daß die großen Schriftsteller, deren er sich rühmt, weit unter Dem geblieben sind, was sie, von der Religion unterstützt, hätten sein können.

Viertes Kapitel.

Daß die wesentlichen Elemente einer guten Literatur der unsrigen fehlen. — Vollkommene literarische Anarchie. — Unterschied zwischen Einheit und Einförmigkeit.

Indem ich dieses Kapitel beginne, frage ich mich, ob ich nicht eine unnütze Mühe übernehme. Sollte es wohl, selbst unter den unerschrockensten Lobrednern der heutigen Literatur, einen einzigen geben, der nicht das Bekenntniß ablegte, sie ermangele fester Ueberzeugungen und es gehe ihr alle Einheit ab? Warum also die offenbare Gewißheit erst noch beweisen wollen?

Es ist wahr, offenbare Gewißheit bedarf keiner Beweise; es scheint mir aber doch nothwendig, sie in ihrem ganzen Umfang darzustellen. Es muß untersucht werden, durch welches Verderben bringende Fortschreiten die Unordnung jeden Tag eine noch größere Unordnung in der literarischen Welt

erzeugt hat, bis wir endlich zu dem Zustande einer vollständigen Anarchie gelangt sind.

Keine Einheit in der literarischen Republik, zuerst in Bezug auf die Religion; damit fing das Uebel an, dadurch pflanzt es sich fort. Viele Schriftsteller unsers Jahrhunderts haben gar keinen religiösen Glauben: sie leben ohne Gott, ohne die Hoffnung eines bessern Jenseits; und sie halten sich für weise, weil sie daran weiter nicht denken. Wieder andere bekennen sich zu einem leeren, finstern Pantheïsmus, der in der That den Glauben verneint, welchen er in Worten bekennt, der nur dazu dient, Denen, welche alle Religion bei Seite gesetzt haben, den Vorwand zu leihen, daß sie doch noch Religion zu haben behaupten können. Noch andere haben es sich beikommen lassen, ein Christenthum nach ihrer Art und Weise zu erfinden, einen Neo-Christianismus, wie sie es nennen, ein sonderbares Gemisch von unzusammenhangenden Begriffen und sentimentalen Träumereien, die weder Substanz noch Kraft haben, eine gezwungene Vereinigung Dessen, was von Gott kommt, mit Dem, was menschliche Leidenschaften erzeugen. Wiederum andere, die sich berufen glauben, das Zerstörungswerk der Encyklopädisten, dem ganz verschiedenen Zeitalter zum Trotz,

fortsetzen zu müssen, verkünden bei jeder Gelegenheit einen Unruhe erregenden, satyrischen, antipriesterlichen Deïsmus, in welchem nichts feststeht, als allein der Widerstand gegen Alles, was den Stempel des christlichen Dogmas trägt. Endlich giebt es einige, welche bekennen, das Evangelium, so wie es da ist, anzunehmen; wie oberflächlich aber waren ihre religiösen Studien! Sie kennen das wahre Christenthum schlecht; und daher die vielen Untreuen in ihrer Treue selbst.

In den Reihen unsrer Literatoren suche ich Männer, fromm nach der Weise der meisten Autoren des Jahrhunderts Ludwig's XIV., das heißt, Männer mit einem erleuchteten und innigen Glauben. Welche könnte ich da wohl namhaft machen? Zwei oder drei schienen mächtige Vertheidiger der christlichen Offenbarung werden zu wollen; kaum aber hatten sie ihre Laufbahn begonnen, so . . . . Ach, warum haben sie uns getäuscht! Warum waren sie nicht gleich bei ihrem Auftreten frei und offen ungläubig, wie die Andern?

Auch in der Moral keine Einheit, und wer könnte wohl sich darüber wundern? Was man auch davon gefaselt haben mag, für sich selbst ermangelt die Moral ihrer Einheit: sie kann sich nur auf die hö-

here Einheit eines religiösen Systems stützen. Ist Das nicht der Fall, so ist sie verschiedenartig, wie das Klima, wie die socialen Gesetze, wie die Interessen, wie die Leidenschaften. Will man davon einen neuen Beweis? Man findet ihn in dem gegenwärtigen Zustande der Französischen Literatur.

Man zähle, wenn es möglich ist, wie viele Sorten Moral uns schon gelehrt worden sind: die Moral des peinlichen Gesetzbuches, welche grade auf der Grenze stillsteht, wo der Gesetzgeber nicht mehr vermitteln, nicht mehr strafen kann; die Moral der materiellen Interessen, welche die heiligsten Pflichten den Fortschritten der Industrie unterordnet, welche das Laster selbst für Tugend ausgiebt, sobald es zum Anhäufen des öffentlichen Reichthums beizutragen scheint; die Moral der Rehabilitation des Fleisches, eine Theorie der viehischen Leidenschaften, mit einem gelehrten Kauderwelsch gestempelt, eine erneuete Lehre des Epikur, auf eine noch kühnere Weise consequent; die Moral der Gefängnisse und der Zuchthäuser, die nur ehrliche Menschen für strafbar hält. Kommt die wahre Moral von ungefähr an das Tageslicht, so beschuldigt man sie der Dummheit und Abgeschmacktheit. Giebt es irgend eine schmutzige Handlung, irgend ein Verbrechen, das unsere Schrift-

steller nicht so oder so zu rechtfertigen wagten? Die furchtbarsten Frevel, welche zu vertheidigen zu schwer fallen würde, sobald sie sich in ihrer scheußlichen Nacktheit zeigten, wurden mit dem Mantel der unabweislichen Nothwendigkeit bedeckt, damit man das Recht haben konnte, ihnen Beifall zu zollen.

Suchet doch einmal in diesem großen Schiffbruch der moralischen Begriffe, ob ein einziger allgemein angenommener Grundsatz übrig blieb? ich kann keinen auffinden. Pascal wunderte sich, daß ein Meridian bei der Wahrheit zu entscheiden hätte; er fand es lächerlich, daß ein Fluß oder ein Berg eine Grenze bilde, wo es auf Bestimmung Dessen ankommt, was für Recht zu achten. Was würde er wohl dazu sagen, wenn er sähe, daß jeder Schriftsteller unsers Jahrhunderts ganz nach seiner Laune das Gebäude der gesammten Moral aufführt, diesen Bau aber morgen schon von unten bis oben verändert, wenn er seinen Vortheil dabei oder auch nur einiges Vergnügen daran findet?

Auch in der Politik keine Einheit. Verläßt man die Bahn der moralischen Prinzipien, so giebt es nur noch eine Politik der Interessen, und wie sollte man darin wohl übereinstimmen? Unsere Schriftsteller haben nach allen Seiten hin die socialen In=

stitutionen gewendet und wieder gewendet; ihre Feder hat keinem Excesse, keiner thörichten Leidenschaft den Dienst versagt; und wenn die Gesellschaft unter dem Hammer so vieler sich widersprechenden Meinungen nicht zerschellte, so kommt es nur daher, weil Gott ihr eine Cohäsionskraft gab, die dem Anlauf der Ideen eine lange Zeit Widerstand zu leisten vermag.

Auch in der Geschichte keine Einheit. Möchte es doch scheinen, daß der Einklang da leichter Statt finden könnte; denn die Vergangenheit rührt die Feindseligkeit nicht so auf, als die Gegenwart mit ihren Ansprüchen. Sobald aber die Geschichte kein bloßes Sammeln der Thatsachen, keine bloße Chronik ist, verlangt sie eine feststehende politische und moralische Richtschnur. Da nun diese Richtschnur nach der Meinung der Autoren verschiedenartig ist, so mußte sich auch in der Geschichte eine außerordentliche Verwirrung kund geben. Unsere Epoche hat in diesem Zweige der Literatur vortreffliche individuelle Arbeiten erzeugt, aber sie hat darin auch nicht eine einzige große Schule gegründet. Die meisten unsrer Historiker haben die Fakta mit einer unerhörten Willkür behandelt. Man hat, was über allen Zweifel erhaben ist, bestritten, das Unglaub-

liche behauptet, allen Ereignissen Gewalt angethan, um sie mit einem kindischen und seltsamen Paradoxon in Uebereinstimmung zu bringen, welches man auf eine prunkende Weise mit dem Namen „System" schmückte. Was ist in diesem Gemisch von entgegengesetzten Behauptungen aus der historischen Gewißheit geworden?

Man könnte in Wahrheit eine merkwürdige Geschichte von den verschiedenen Geschichten schreiben, welche seit fünf und zwanzig Jahren in Frankreich veröffentlicht worden sind. Ganz über dieselben Ereignisse Behauptungen und Verneinungen, die einen so schneidend, wie die andern: unsere Geschichtschreiber machen es sich unter einander streitig, wer die Vergangenheit am Besten zu Gunsten seiner Sympathieen, seines Widerwillens, oder seiner Träumereien drehen und wenden kann. Mehrere haben recht geschickt die Geschichte erfunden, statt sie zu lernen; und das sind vielleicht die ehrlichsten: die Unwissenheit spricht sie vom Betruge frei. Andere wieder, ganz betäubt und eingenommen von unsern politischen Händeln, haben in Europa's Annalen von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XVI. nur die Vorrede des Buches der Revolution von 1789 finden wollen: Gregor VII., Philipp der Schöne,

Ludwig XI., Huß, Luther, Richelieu, Fénélon, Massillon, alle, durch einen wunderbaren Anachronismus oder durch eine besondere Sehergabe, bekennen sich schon in diesen Geschichten zu den Grundsätzen der „Assemblée Constituante.“ Noch andere Geschichtschreiber, oder so genannte Historiker, haben Erstaunen erregende Klarheiten in der tiefsten Finsterniß des Mittelalters entdeckt, große Tugenden in den verabscheuungswürdigsten Verbrechen, Glück und Wohlfahrt im Schooße des gräßlichsten öffentlichen Elends; und auf diese Weise zeigen sie uns vierzehn mit einem prachtvollen Heiligenschein geschmückte Jahrhunderte, um die Gegenwart mit all' dem eingebildeten Glanze der Vergangenheit zu erdrücken. Auf so übertriebene Lobsprüche hat man nun wieder mit Beschuldigungen geantwortet, welche jene vierzehn Jahrhunderte mit einem ungeheuern Bann belegen. Sind nun Paradoxen, Schutzreden, Lobreden, Schmähschriften etwa Geschichte?

Auch in den Erzeugnissen der dramatischen Kunst keine Einheit. Man hat alle Arten dieser Poesie durch einander geworfen, das Ernste, das Bürgerliche, das Triviale, das Possenhafte, um sich eine desto freiere Bahn offen zu halten. Das Beispiel der Meister würde unsern Autoren einen zu großen

Zwang auferlegt haben, hätten sie es versucht, ganz einfach Tragödien oder Komödien zu schreiben. Jeder weiß doch ungefähr, wie eine solche Poesie beschaffen sein muß, und da hätte er bei der Beurtheilung derselben leicht den Maßstab der Kritik anlegen können. Man hat es also vorgezogen, Dramen zu verfertigen, welche zu gleicher Zeit zum Lustspiel und zum Trauerspiel gehören, oder vielmehr, welche in Nichts Dem gleichen, was bisher in Frankreich auf der Bühne erschienen war. Auf diesem unbekannten Boden nun hat man sich zum obersten Gesetzgeber aufgeworfen, und durch ein Spezial-Gesetz hat man jede dieser Gebrechlichkeiten des Geistes zu rechtfertigen gesucht: man hat erklärt, man gehöre zur Shakespeare'schen Schule. O du armer Shakespeare, weit weniger Schmach ist dir widerfahren durch Voltaire's Schimpfreden, als durch die Lobpreisungen Derer, die sich heut auf deinen Namen berufen! Jene erhabene Philosophie, jene wunderbare Kenntniß des menschlichen Herzens, die du den christlichen Lehren verdanktest, von denen du in deinem Vaterlande umgeben, gleichsam von allen Seiten durchdrungen warst — würdest du wohl von ihnen auch nur die geringste Spur wiederfinden in Theaterstücken, in welchen der gröbste Sensualismus

herrscht, in Dramen, wo Religion und Tradition auf eine possierliche Weise parodirt werden, in Erzeugnissen, die man unverschämt genug ist unter das Patronat deines großen Andenkens zu stellen?

Und weil sich die dramatische Kunst von allen ihr vorgezeichneten Bahnen verirrte, darum ist sie so tief in das Ausschweifende und in den Cynismus verfallen. Zuweilen, unter der Hand eines Dichters von Genie, verbreitete sie einen blitzenden Glanz, aber es war eben nur ein Blitz. Bald kehrte, noch dichter und trauriger, die Finsterniß zurück und bedeckte mit tiefer Nacht die Werke, welche uns so prunkvoll eine Verjüngung der Französischen Bühne verhießen.

Auch in den Regeln der eigentlichen literarischen Kunst keine Einheit. Es giebt keinen so armseligen Dichter, keinen noch so unbekannten Romanenschmied oder Feuilletonschreiber, keinen noch so geringfügigen Schriftsteller, der nicht eine Rhetorik oder eine Poetik erfunden hätte, durch welche er ein Büchlein, dem er kaum einige, aller Mühe und alles Eifers entbehrende Nachtwachen gewidmet, nicht in das Werk eines Genies verwandelt zu haben glaubt. „Der gute Geschmack ist nur bei mir zu finden, der schlechte bei Euch! In meiner Vorrede habe ich es doch wohl

hinlänglich bewiesen, indem ich die alten Gesetze der Kritik über den Haufen warf und einen neuen literarischen Codex einführte!"

Und warum Das nicht? Liegt denn so etwas Sonderbares in solcher Sprech- und Handlungsweise? Würde es nicht viel sonderbarer sein, wenn man nicht so weit ginge? Zuversichtlich, nachdem man sich erlaubte, die Religion, die Moral, die Politik, die Geschichte umzuwandeln, kann man sich auch für fähig und für ermächtigt halten, die Gesetze der literarischen Kunst zu ändern. Zügellosigkeit erzeugt Zügellosigkeit, von Abgrund geht es zum Abgrund. Der Keckste wagt das Wenigste; wer in großen Dingen keine Autorität mehr anerkennt, wird es auch in kleinen Dingen so machen: und man muß in Wahrheit über Diejenigen sich wundern, die so gutmüthig sind, zu glauben, daß man die Poetik des Aristoteles und Boileau's noch respectiren werde, wann die heiligen Lehren des Gewissens und der Wahrheit keine Ehrfurcht mehr einflößen.

Endlich auch in der Sprache unsrer Schriftsteller keine Einheit. Diese edle Französische Sprache, welche in ganz Europa das Bürgerrecht erlangte, diese klassische Sprache der neuern Zeitalter, was ist aus ihr geworden? Welche Schmach hat sie sich

gefallen lassen müssen! Zu welcher Barbarei, zu welchem rauhen und wilden Tone ist sie nicht gezwungen worden hinabzusteigen? Wie hat man sie nicht ärmer gemacht durch neue Ausdrücke, unter dem Vorwande, sie zu bereichern! Sie, von Natur so klar, ist fast unverständlich geworden; sie, die bei der edlen Einfachheit sich so gefällt, ward mit anspruchsvollem Schmuck verhüllt, der sie entstellt, statt sie zu verschönern. Man vergleiche nur die Phrasen der berühmtesten Schriftsteller heutigen Tages, die mit Neologismen gespickten, zerrissenen, hochtrabenden, springenden, nach der Pointe haschenden Phrasen mit den umfangreichen und volltönenden Perioden im Jahrhundert Ludwig's XIV., oder mit der zierlichen und gewandten Sprache des achtzehnten Jahrhunderts. Wird heut zu Tage noch Französisch geschrieben? Würde Racine in den jetzigen Poesieen seine Sprache wohl wiedererkennen? Oder Frau von Sévigné die ihre in unsern heutigen Romanen?

Dies Alles, ich sage es noch einmal, überrascht mich nicht. In sich selbst hat die Sprache nichts Unverletzliches, wenn das Uebrige verletzt werden kann: im Gegentheil, die ausschweifenden Ideen sind gezwungen, und darüber freue ich mich, ein ihnen

ähnliches Gewand anzulegen. Wollten unsere Schriftsteller über Grammatik und Wörterbuch sich einigen, so könnten sie es nicht eher, als bis sie sich über den Grund der Dinge verständigt hätten. Für gemeinsame Ueberzeugungen giebt es eine gemeinsame Sprache; sind die Begriffe aber zerstückelt und unzusammenhangend, so muß es die Sprache auch in gleichem Grade sein.

Ich muß diese Verkettung unsrer literarischen Erbärmlichkeiten fest in's Auge fassen, weil viele Leute, selbst kluge Menschen, sich darüber nicht gehörig Rechenschaft ablegen können. Das geben sie wohl zu, daß die Anarchie einen Theil des literarischen Bereichs durchdringen kann; sie glauben jedoch, dies könne geschehen ohne Beeinträchtigung eines andern. Sie überlassen ihr z. B. die moralischen und die religiösen Grundsätze; was aber Kunst und Styl angeht, dieses hat sie, ihrer Meinung nach, unangetastet gelassen. Falsch gerechnet, eine eitle Einbildung! Die Individualität, welche Ihr für gewisse Materien als allmächtig herrschend annehmet, wird wahrlich da nicht stillstehen bleiben, wo Ihr es für gut findet, sie anzuhalten: Alles wird sie ihrer Oberherrschaft unterwerfen, Alles nach ihrem Bilde erneuen wollen. Möglich, daß das Uebel

langsam vorschreitet; aber unmöglich, daß es nicht so weit vordringe, bis es Alles verschlungen hat. Diese Anarchie ist in der moralischen Welt, was in der materiellen der Aussatz ist, der, auf seine Beute erpicht, nach und nach über alle Glieder sich verbreitet, dem Blute die Keime des Todes mittheilt, und so lange sein Opfer verfolgt, bis er es in das Grab gestreckt. Hier gilt kein Stillstand, kein Rasten: entweder das Geschwür wird mit der Wurzel vertilgt, oder es ist um den Kranken geschehn.

Lange hat man sich täuschen können; heut aber wäre es eine unbegreifliche Blindheit. Alle Schranken sind zerbrochen, alle literarischen Traditionen mit Füßen getreten. Was ist in den Geistes-Produkten wahr, gut, schön? Höret die Antworten: ihrer sind tausend. Was der Eine erhebt, tritt der Andere in den Staub; was der Eine vergöttert, wird von dem Andern verdammt. Die brennende, zügellose Individualität glaubt nur noch an sich selbst; Alles, was bisher das allgemeine Element der Literatur ausmachte, stößt sie über den Haufen, verläugnet sie auf die unverschämteste Weise; und versuchen heutiges Tages die Schriftsteller, gemeinschaftlich ein Werk zu schreiben, so setzen sie ganz offenherzig auf

den Titel den Namen „Babel“ *), in der That der einzige, welcher ihren Zustand von Verwirrung und Anarchie gut bezeichnet.

Aber wie! unsre jetzige Literatur, und namentlich die, welche man die romantische genannt, hat sie nicht oft eine solche Einförmigkeit der Gedanken und der Ausdrücke dargeboten, daß sie selbst die geduldigsten Leser ermüdete? Ja; aber man irre sich nicht: Einförmigkeit ist ganz etwas Anderes, als Einheit. Die Einheit gründet sich auf völlig gleiche Ueberzeugungen; die Einförmigkeit auf angenommene Meinungen oder auf ein vorübergehendes Bedürfniß der Nachahmung. Die Einheit ist die Aehnlichkeit des Innern; die Einförmigkeit ist nur die Aehnlichkeit des Aeußern.

Das Faktum, von welchem wir sprechen, ist leicht zu begreifen. Es giebt in unsrer literarischen Welt eine wogende Masse mittelmäßiger, unbärtiger Schriftsteller, welche beständig geneigt sind, die Physiognomie Anderer anzunehmen, weil sie selbst keine haben. Tritt nun ein Mann von Genie mit einer originellen Idee auf; gleich kopiren ihn diese verlornen

*) Und auch dies Machwerk hat die Deutsche Literatur sich durch Uebersetzung anzueignen nicht verschmäht.

A. d. H.

Kinder, bringen dieselbe Idee zu Tage, aber ohne selbst daran zu glauben, und indem sie bei jeder Gelegenheit die geborgte Maske verrathen. Heuchelei in der Moral und ein dem Urbild bis auf die geringsten Fehler nachgeahmtes Gemälde in der Literatur: da müssen sie scheitern, denn die Wahrheit fehlt.

So hatten wir eine Zeitlang die Literatur der Verzweiflung. Welch bittrer Ekel! Man erinnert sich ja noch aller der schrecklichen Dinge, sichtbarer und unsichtbarer. Welch Verwünschungs=Geschrei gegen den Himmel, gegen Welt und Hölle, gegen die Armen und die Reichen, gegen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Welche Ströme von Thränen über das menschliche Elend und über die Leiden auf Erden! Welch' finsteres Heraufbeschwören der schrecklichsten Gespenster! Die Literatur hatte wilde, verstörte Augen, Schaum vor dem Munde, eine rauhe Stimme, von Blut triefende Hände, und unter den Füßen Ruinen=Haufen. Man hätte sagen mögen, die Furien wären an die Stelle der Musen getreten. Byron war unser Apoll. Wohl zu merken, daß all dieser Zorn erdichtet, all dieses Gewimmer geheuchelt, all dieses Verzweifeln nur eine Komödie war. In seinen Poesieen fluchte man

der Schöpfung und dem Schöpfer, und dann setzte man sich mit lachendem Munde zu einem prachtvollen Gelage, und überließ sich von ganzem Herzen den tollsten Freuden. Diese Mode konnte nicht lange dauern. Die Erdichtung war zu grob, des Lächerlichen zu viel, die Langeweile zu drückend, die Einförmigkeit zu einfältig, und eines Morgens schüttelten unsre Poeten den beschwerlichen Alp ab. Was ist von dieser Literatur der Verzweiflung geblieben? Ein oder zwei Stücke von Herrn de Lamartine, auf welche der Verfasser selbst in mehr als Einer Weise geantwortet hat.

Ein ander Mal waren wir im Mittelalter. Einige mit Talent wieder in's Leben gerufene Legenden, einige gute Chroniken, zwei oder drei berühmte Romane und vielleicht die weit aussehende Hoffnung, ein wenig von der Religion unsrer Väter wieder aufzufinden, indem wir ihre Gräber durchsuchten, hatten die barbarischen Jahrhunderte zu Ehren gebracht. Man durchwühlte die alten Bibliotheken, man studirte die Gothischen Monumente, man zählte und maß die Statuen an den Façaden der Basiliken, man untersuchte die gemalten Fensterscheiben und die Bilderhandschriften, und führte uns diese

Wunder mit großem Pompe vor. Das war ein Eifer, eine Leidenschaft ohne Gleichen, aber nicht weniger erkünstelt, als jene Verzweiflungssucht; daher ebenfalls ihre kurze Dauer. Das Natürliche, das unsrer Zeit eigenthümlich ist, bekam bald wieder die Oberhand: wahrlich, man mußte sich auch zuviel Mühe geben, um sich nach dem alten Schnitt des heiligen Ludwig oder des heiligen Bernhard zu modeln. Das Alter verfällt in das Fratzenhafte, wann es die naive Sprache, die einfache Zutraulichkeit und die treuherzigen Vorurtheile der Kindheit annimmt: bald fing man an, sich über das so ungeschickt übertünchte Mittelalter lustig zu machen. Wer denkt heut noch daran, die Alterthumsforscher von Profession ausgenommen, das zwölfte Jahrhundert aus seinem ehrwürdigen Staube zu rütteln?

Da nun auf diese Weise die Vergangenheit wieder zu Grabe getragen war, warfen sich, durch eine plötzliche Veränderung der Richtung, unsere Schriftsteller auf die Zukunft. Die Philosophie, die dem Menschen geziemende, auf ihn sich beziehende genannt, erschien in der Welt, und ward gierig durch unsere Romanschreiber und unsere Dichter bearbeitet. Die Rehabilitation des Fleisches die Emanzipation des

Weibes, eine neue sociale Organisation, neue häusliche Verhältnisse — mit Einem Wort: ein neues System, das nichts weniger als die Rückkehr des goldenen Zeitalters verkündete: welch ein unermeßlicher Schatz aus dem Schlaraffenlande von Träumereien und besonders von Scandalen! Georges Sand machte aus diesen Theorieen *) Romane, und der literarische Pöbel beeiferte sich, ihrem Beispiel zu folgen. Vergessen waren Mittelalter und Verzweiflungs-Periode. Wir warten nun eines unbekannten Gottes, der vom Himmel auf die Erde herabsteigen wird. Und um das Eintreffen dieser glückseligen Zukunft zu beeilen, feiern wir Orgien!

Aber diese neue literarische Phase wird nicht dauernder sein, als die andern. Schon ist der Ekel an die Stelle des Enthusiasmus getreten; schon trägt der in der literarischen Republik Neugeborne die Zeichen einer frühzeitigen und schimpflichen Hinfälligkeit. Schon fühlen die Unwissenden aus Instinkt, die Erleuchteten durch Nachdenken, daß die prächtigen Verheißungen dieser philosophischen Schule auf grausa-

*) Im Originale steht: théoriees humanitaires; das läßt sich in einem entsprechenden deutschen Worte nicht wiedergeben.
A. d. H.

men Betrug sowohl für die Künste, als für die Gesellschaft abzielen. Die cynischen Gemälde dieser Schriftsteller, welche sich als die Vorläufer einer glorreichen Aera darstellen, erregen Abscheu. Sie selbst, man kann dessen gewiß sein, sind nicht so frech und verderbt, als sie es zu sein affektiren; und da sie gewahr werden, daß den Unzartesten beim Lesen ihrer schlüpfrigen Bücher die Schaamröthe ins Gesicht steigt, so sind sie bereit, die Maske von sich zu werfen, um eine andere zu nehmen, die anständigen Leuten weniger gehässig ist. Mit Einem Wort: die Literatur des Fleisches ist schon in den Schlamm gefallen, aus welchem sie hervorging, und über kurz oder lang wird sie darin ersticken.

Und was wird nach ihr kommen? Niemand weiß es. Was man aber behaupten kann, ist, daß die Französische Literatur, so lange sie nicht die Bedingungen einer starken Einheit aufgefunden hat, hin und her schwanken, und dem ersten besten Abenteurer, dem ein wenig Genie oder Geschicklichkeit zu Gebote steht, wieder zur Beute werden wird. So oft eine neue Idee einige Lebenszeichen von sich geben wird, werden unsere Schriftsteller sie ergreifen, verstümmeln, zerstückeln, sie in Zeit von zwei

Tagen zu einem Leichnam machen; und so wird es immer wieder von vorn anfangen.

Dahin sind wir gekommen! Keine Ueberzeugungen, kein Gemeingeist; zuweilen eine anscheinende, erheuchelte Uebereinstimmung; im Grunde — eine vollständige Anarchie!

Fünftes Kapitel.

Schlüsse aus dem Vorhergehenden. — Schwanken und Widersprüche bei den Schriftstellern ersten Rangs. — Ungewißheit und Ohnmacht bei den Schriftstellern zweiter Ordnung. — Verächtlicher Zustand der Schriftsteller letzter Klasse.

Nie verfällt man ungestraft in Anarchie, so wenig in der Literatur, als in der Politik. So sehr die Einheit der Ueberzeugungen die Schriftsteller kräftigt und erhebt, eben so sehr schwächt und erniedrigt sie die Anarchie; sie erstickt nicht nur das Gute, sondern sie läßt auch das Böse keimen und wachsen: ein doppelter Einfluß, den uns die Französische Literatur in eben so traurigen als zahlreichen Beispielen heut zu Tage bemerken läßt.

Ist es nicht wahrscheinlich, daß mehr als Ein mit ausgezeichneten Talenten begabter Mensch, der Frankreich durch seinen Genius Ehre gemacht haben würde, darum von der wissenschaftlichen Laufbahn

abſteht, weil er auf derſelben ſoviel Unordnung herrſchen ſieht? Er fürchtet es, ſich in einen verworrenen Haufen zu werfen, wo er nicht eine einzige Fahne, einen einzigen Wiedervereinigungspunkt gewahr wird. Erſchrocken ſteht er ſtill an der Pforte dieſes neuen Babyloniſchen Thurmes, wo ihm die mißtönenden Stimmen der Zwietracht entgegenſchallen; und ſeinen Fuß einer andern Richtung zuwendend, beſchränkt er ſich demüthig auf bürgerliche Verrichtungen oder induſtrielle Arbeiten.

Wie viele edle Talente hat Frankreich vielleicht aus dieſem einzigen Grunde verloren! Ein Unglück für das Jahrhundert; wie aber könnte man wohl Diejenigen tadeln, welche unbekannt zu bleiben der immerwährenden Ungewißheit vorziehen, die in unſerer literariſchen Welt herrſcht? Ihr vorſichtigen und weiſen Männer, tröſtet Euch mit dem zum Voraus gebrachten Opfer Eures Rufes; und, indem Ihr ruhig am Ufer ſitzet, zählet von Weitem die Fahrzeuge, welche, eins nach dem andern, an der gefährlichen Klippe ſcheitern! Euer Wirken bleibt unbekannt; es erlaubt Euch aber wenigſtens, Euch ſelbſt und Euerm Vaterlande in etwas nützlich zu ſein!

Einige jedoch laſſen durch dieſe Hinderniſſe ſich

nicht abschrecken. Voller Glauben an die Kraft ihres Genius, von einem männlichen Enthusiasmus unterstützt, versuchen sie es, mitten durch so viele Trümmer eine neue Bahn sich zu brechen. Welcher Eifer beim Beginn ihrer Laufbahn, welche Energie, welche Anstrengungen, welche Hoffnungen! Scheint es ihnen nicht, als sähen sie die Menschheit aufmerksam auf ihr Wort, und als versammelte sich ein Haufe Schüler um sie her? Aber ach, kaum haben sie einige Schritte zurückgelegt, so verwirrt sich schon ihr Geist, und ihnen entsinkt der Muth; denn zwei Dinge fehlen ihnen, die allein eine nicht wankende Beharrlichkeit ihnen einflößen konnten: feste religiöse und moralische Ueberzeugungen im eignen Herzen, uud Freunde, welche diese theilen.

In ihnen Alles hin und herschwankend; um sie her nichts als Trümmer und Staub! Wohl waren diese Männer begeistert, aber nicht für den positiven Glauben; wohl hatten sie verworrne Ahnungen von der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst: und war Das hinreichend, um in einem so langen und schwierigen Unternehmen zu beharren? Da sie allein dastehn, so fragen sie sich, ob sie nicht armselige Träumereien umfaßten; und diese Frage fügt ihren Zweifeln einen neuen hinzu. Wie sie wan-

ken und schwanken, nicht mehr wagend, weiter zu gehen, sich schämend, umzukehren, sich erbitternd gegen ihr Jahrhundert, gegen ihr Geschick, dieses andaß es klagend, die Bahn, wo sie sich versprachen, volles Licht leuchten zu lassen, mit Verderben bringender Finsterniß bedecke! Nur noch eine kurze Zeit, und sie werden an nichts mehr glauben, selbst nicht an ihre eigene Intelligenz, selbst nicht an ihren Enthusiasmus! Nur noch eine kurze Zeit, und sie werden dem Strome der Menge folgen, weil sie daran verzweifeln, ihn lenken zu können!

Das ist es, was uns begreifen läßt, warum die ausgezeichnetsten Geister unsrer Zeit in so beklagenswerthe Widersprüche geriethen, sich selbst bei jeder Gelegenheit Lügen strafend, mit einer Art von Wuth, die einer dort Oben ausgesprochenen Verdammniß ähnlich sieht, Stück für Stück niederreißend von dem Gebäude, das sie sorgfältig in die Höhe geführt: ein in den frühern Jahrhunderten nie gesehenes, in dem unsrigen sehr gewöhnliches Schauspiel. Man hat sie des Abfalls beschuldigt, und ohne allen Zweifel verdienten sie es. Sind sie allein aber daran schuld? Trägt diese Schuld nicht auch, und zwar in einem noch größern Maße, der Zustand der An-

archie in der Französischen Literatur? Sie mögen schuldig sein: sie sind aber noch weit unglücklicher!

Wer vermöchte, uns die grausamen Gemüthsbewegungen dieser berühmten Männer zu schildern? Wer kann in die Tiefen ihres Innern hinabsteigen, um uns den Schleier von all ihrer Betrübniß, all ihrem Verdrusse zu lüften. Was haben sie nicht leiden und seufzen und kämpfen müssen, ehe sie im Angesicht der Welt wieder verläugneten Alles, was sie bis dahin verkündigt und vertheidigt hatten! Und welchen schmerzvollen Blick müssen sie oft auf ihre verschwundenen Hoffnungen werfen! Wurden sie zu einer glücklichern Zeit geboren, wären da jene Hoffnungen für sie verloren gewesen? Würden sie da das traurige Schauspiel ihrer Widersprüche uns dargeboten haben? Heut aber, da sie Kraft und Wahrheit nicht zu suchen wußten, wo sie noch zu finden sind, heut sehen sie sich von ihrer Höhe gestürzt, sehen sie hinsinken ihren Geist, ihr Talent, ihren Ruhm, ihre Macht: jenen Kranken gleich, die, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, in ihrem Busen die Kälte des Todes gesteigert fühlen, die ihr Haupt der sie erwartenden Gruft immer mehr und mehr zuneigen. Habt Mitleid mit ihnen, Mitleid mit ihrer Erniedrigung! Wir brauchen nur an

sie zu denken, und unsere Seele wird von Schmerz zusammengepreßt.

Hier stellt sich eine Frage auf, auf die wir zurückzukommen versprachen: die des Fortschreitens der Wissenschaften, verglichen mit dem Verfall der Literatur. Sind unsere Betrachtungen gut aufgefaßt worden, so wird sie sich von selbst beantworten. Das ist doch wohl nicht der Fall, daß das Genie sich ausschließlich den Wissenschaften widme; eben so wenig wie es der Fall ist, daß die Gunst des Publikums mehr dieser als jener Seite sich zuneige. Was aber die Wissenschaften so in Flor brachte, während die Literatur verfiel, ist, daß der Geometer, der Geolog, der Physiker, der Chemiker nicht nöthig haben, unter dieselben Bedingungen gestellt zu werden, als der Dichter, der Historiker oder der Romanschreiber, um ihre Arbeiten mit Erfolg gekrönt zu sehen. Sie können des religiösen und moralischen Symbols entbehren: sie haben eine wissenschaftliche Wahrheit, die unabhängig ist von jeder andern Wahrheit; sie haben ein unveränderliches Prinzip der Einheit in der Uebereinstimmung, die zwischen den Gelehrten über alle Gesetze besteht, welche bei der Lösung wissenschaftlicher Probleme den Ausschlag geben. Es ist hinreichend, daß ihre

Beobachtungen genau, ihre Berechnungen richtig, ihre Schlüsse logisch sind. Nichts von dem Allen, was in der schönen Literatur verwirrt und entmuthigt, kann sie treffen. Sie flattern nicht hin und her zwischen tausend einander entgegengesetzten Meinungen; sie gehen ihren graden Weg, und jeder Fortschritt, den sie machen, ist für sie das Mittel zu einem neuen Fortschritt.

Hiezu kommt noch, daß die Männer der Wissenschaft, statt, gegen einander zu kämpfen, sich durch ihre Entdeckungen gegenseitig Hülfe leisten. Sie schreiten vor, gestützt auf die Einsicht und die Kräfte Aller, d. h. sie sind grade in derselben Lage, in der sich die Schriftsteller im siebenzehnten Jahrhundert befanden. Kann man da sich wundern, daß ihre Untersuchungen fruchtbringend sind, während die Männer der schönen Literatur durch beständige unzeitige Geburten sich erschöpfen?

Man hat wohl gefühlt, daß wir keine gemeinsamen Ueberzeugungen mehr haben, und um diese zu ergänzen, wollte man zu einem heroischen Mittel seine Zuflucht nehmen. Zu der Theorie der Kunst für die Kunst, mit andern Worten: zu der Theorie der Formen, als unabhängig vom Inhalt betrachtet, hat sich ein Mann bekannt, dem man, trotz der

ihm fehlenden Korrektheit und des ihm abgehenden Geschmacks, Genie nicht absprechen kann. Diese Theorie hat mehrere junge Leute verführt, die ihre guten Gründe zu dem Wunsche haben, auf Einen Schlag mit den Ideen fertig zu werden. Wir wollen eine Kunst für die Kunst machen, ohne uns darum zu bekümmern, ob Das, was wir schreiben, in Hinsicht auf Religion und Philosophie wahr oder falsch, gut oder schlecht ist. Gleichmäßigerweise werden wir das Für und das Wider behaupten, können wir nur daraus neue Bilder schöpfen und anziehende Situationen. Die Kunst ist keine Predigt; unsere Sache ist der Styl, das Colorit, die Form des Gedankens, und nicht der Gedanke selbst.

Unter allen sonderbaren Behauptungen der literarischen Kritik unsers Jahrhunderts halte ich diese für die sonderbarste. Will man denn nicht einsehn, daß eine Kunst für die Kunst der Selbstmord der Kunst wäre? Auf diese Weise könnte man ja auch, man halte mir diese beiden Gleichnisse zu Gute, den Versuch machen, eine Statue aus Nebel zu bilden, oder ein Gemälde auf einem Spinnengewebe auszuführen. Fehlt der Grund, so fehlt Alles. Der Styl hat nur den Werth, welchen er von den Ideen, deren Ausdruck er ist, erhält. Ich wage es

zu behaupten, daß es bei allen alten und neuern Autoren keinen einzigen wahrhaft großen und mächtigen Styl-Effekt giebt, der nicht mit einem richtigen Gedanken, wenigstens von Einer Seite, in Verbindung stände; und ich kann hier nur den Ursatz aller Literaturen wieder aufstellen: „Nichts ist schön, als das Wahre!“

Wir wollen sogar durch eine willkührlich angenommene Hypothese voraussetzen, daß Materialien, die weder Consistenz noch Solidität darbieten, auf eine künstliche Weise recht zierlich ciselirt werden könnten; würde das nicht das undankbarste, ja, wir wollen es frei heraussagen, das htörichtste Unternehmen sein, auf das ein Mensch fallen könnte? Wie, ich sollte meine Kräfte verwenden, mein Leben damit verbringen, ein leichtes, werthloses Gewebe zierlich zu sticken, das, sobald man es berührte, auseinander risse? Ich sollte also als Schriftsteller meine Kräfte und mein Leben damit vergeuden, einen gehaltlosen Stoff auszuschmücken, der wie ein Phantom in Rauch aufginge, sobald man mit der Fackel der Vernunft ihm nahe käme? Nein, das ist unmöglich: nach Verlauf des ersten Tages wird schon der Muth mir fehlen; ich werde bei Verschönerung der Form nicht mehr Sorgfalt anwenden,

als zur Legung des Grundes; ich werde abgeschmackte Bilder auf falsche Gedanken, Alles unter einander, werfen, und, weil ich nur nach der Kunst gesucht, mich unvermögend gemacht haben, sie zu finden.

So ging man zu Werke! Selbst der Erfinder dieser Theorie hat von ihrer Richtigkeit gezeugt. Victor Hugo, trotz der eminenten Gaben, welche die Natur ihm verliehen, auf welche traurigen Abwege ist er gerathen! Die Kunst, die er erheben konnte, hat er in den Staub gezogen; und gar oft würde man in Verlegenheit sein, sollte man sagen, was in seinen Büchern seiner am Wenigsten würdig ist: ob die Ideen, die ihm eben nicht viel Sorge machen, oder die Form, mit der er sich ausschließlich beschäftigt.

Wenn nun die Männer der auserlesenen Schaar ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, wie müssen erst Die ihr unterliegen, welche nicht dasselbe Genie mit auf die Welt brachten! Es ist ein peinliches Studium — man wird es uns glauben — unsern Schriftstellern zweiter Ordnung auf ihren Zügen zu folgen, wann sie ihre immer veränderten Ansichten dem Publikum darlegen. Ihr literarisches Leben ist jenen Theaterstücken zu vergleichen, in denen der

Schauspieler alle nur mögliche Rollen giebt. Mit gleicher Zuversicht, ich wollte sagen, mit gleicher Ungewißheit behaupten und verneinen sie Alles. Heut sind sie religiös, morgen ungläubig, moralisch oder unmoralisch, je nachdem der Wind weht; je nachdem sie gerade gelaunt sind; von den leichtfertigsten Dingen sprechen sie mit großem Ernste, mit Leichtsinn von den ernstesten: sie haben keine feststehende Meinung, worüber es auch sein mag. Für sie sind Begriffe nur ein Spiel, mit dem sie sich vergnügen und mit dem sie ihre Leser zu belustigen suchen: ein Unheil bringender Zeitvertreib, der die Seelen entnervt und verderbt!

Da sie nun nicht wissen, zu welchen Grundsätzen sie sich bekennen sollen, so wissen sie auch nicht ihre Stellung in der Literatur zu wählen. Bald sind sie dramatische Schriftsteller, bald Dichter, bald Romanschreiber, bald Historiker, Kritiker, National-Oekonomen, Journalisten, d. h., sie wollen Alles sein, und können deshalb nichts mit kräftigem Arm ausführen. Wenn sie sich nur Einem Zweige der Literatur gewidmet hätten, dem, der ihrem Talent am Besten zu sagte, würden sie Werke, wenn auch nicht von entschiedenem Verdienste, doch solche zu Tage gefördert haben, die schätzenswerth und nützlich sind: weil sie

aber auf jedem Felde der Literatur sich versuchen wollten, gelang es ihnen nirgends.

In ihren unförmlichen Skizzen findet sich zuweilen ein Zug, ein Gedanke, der den Stoff zu einem guten Buche hätte hergeben können, wenn der Verfasser ihn zu benutzen verstanden hätte. Aber diese Mühe gab er sich nicht, und man möchte sagen, daß er nur dem Leser zeigte, was er zu leisten fähig wäre, um ihm desto besser beweisen zu können, daß er seiner Pflicht nicht nachgekommen sei. Unglückselige Wirkung dieser Anarchie, die Alles, was sie berührt, brandmarkt! Was wird der Nachkommenschaft von so vielen Erzeugnissen bleiben, welche bei ihrem Erscheinen einiges Aufsehen machten? Ich verlange zu viel: was wird nach Verlauf einiger Jahre noch davon übrig sein? Nichts, oder höchstens sehr wenig! Und doch hatten Balzac, Jules Janin, Alexander Dumas und Andere Talent genug, um bessere Hoffnungen von ihnen zu hegen, hätten sie sich nicht durch ihren Mangel an Grundsätzen und Ueberzeugungen dazu verdammt, nur Schriftsteller Eines Tages zu sein.

Endlich giebt es, noch unter diesen Autoren zweiter Klasse stehend, einen Haufen Schriftsteller, welche genugsam zum Behuf des ins Ungeheure gehenden Ver-

brauchs der Theaterstücke, der Romane und der Zeitschriften, die von unsrer Epoche verschlungen werden, ihr Talent glänzen lassen wollen. Würden sie von Glaubens-Prinzipien geleitet, wäre eine Fahne da, die sie zu decken vermöchte, so könnten sie doch, obgleich nur zum Nachtrab des großen literarischen Heeres gehörend, einer ehrenvollen Mission sich entledigen. Diese Glaubens-Prinzipien würden ihnen zwar nicht das ihnen abgehende Genie verleihen können, sie würden aber daraus eine gewisse Erhabenheit der Gedanken und eine gewisse Würde des Charakters schöpfen, die ihre Arbeiten veredelten.

Was aber geschieht statt dessen? Da es kein disciplinirtes Heer mehr giebt, da von einem gemeinschaftlichen Zweck nicht mehr die Rede ist, so setzen diese untergeordneten Autoren sich nur Ein Ziel: den materiellen Nutzen. Die Schriftstellerei ist für sie keine Mission mehr, sondern ein Handwerk, und was für ein Handwerk! Bestimmt das allerentehrendste, weil nichts schlechter ist, als der Mißbrauch der besten Dinge, weil die Brandmarkung der Intelligenz die verächtlichste aller Prostitutionen ist.

Man erwiedere mir nicht, daß von je her die Schriftsteller durch die Feder ihre Existenz gesucht haben, und daß sie Das konnten, ohne sich zu ent-

ehren. Ja, sobald sie irgend einer Schule, irgend einem Prinzip angehörten: denn das Interesse der Sache überwog das materielle Interesse und rechtfertigte dieses. Ist es eben so bei den meisten unsrer jetzt lebenden Schriftsteller? Haben sie eine Sache? Vertreten sie irgend ein Prinzip? Schreiben sie unter dem Einflusse irgend einer Ueberzeugung? Fragen sie sich wohl: Was gilt Das in moralischer Beziehung? ehe sie sich fragen: Was bringt Das ein? Ist es nicht die pekuniäre Beziehung, welche vor allen andern ihnen im Kopf sitzt, ich wollte sagen, die ihnen einzig und allein im Kopf sitzt?

Wird die Immoralität gut bezahlt (das ist der technische Ausdruck), so beeilt man sich, unmoralisch zu schreiben. Kaum hat man z. B. bemerkt, daß die mit Mord und Schmutz angefüllten Dramen größere Einnahmen, als andere Stücke bringen, so wirft man sich um die Wette auf diese unsaubere Beute. Da Ehebruchs-Scenen, Dolchstiche, die wider die heiligen Gesetze des öffentlichen Anstandes unternommene Schmach so gut bezahlt werden, da Ihr Blut und Koth wollt — nun gut: da habt ihr es! Es soll nicht abreißen, so lange Ihr den Beutel offen haltet, um Euer Gold gegen Infamieen zu vertauschen! Wenn Ihr aber morgen die sanftern

Gemälde der ländlichen Tugend bezahlt, so stehen wir Euch ebenfalls zu Befehl; wir werden Euch die Naivetät malen, die Treuherzigkeit, Arkadiens keusche Liebe und unschuldige Freuden: Hauptsache aber, Das merkt Euch, ist Euer Geld!

Aus eben demselben Grunde, sobald die Erfahrung gelehrt hatte, daß unmoralische Romane von den Leihbibliotheken am Meisten verlangt wurden (eine Erfahrung, die hoffentlich wegen des Uebermaßes des Bösen bald aufhören wird), bearbeiteten die Schriftsteller dieses Genre mit nicht rastendem Eifer und unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Sagt Ihr ihnen, daß, indem sie ihren Gedanken, ja, ihre Seele für einige Geldstücke hingeben, sie ein größeres Verbrechen begehn, als alle die, welche in der materiellen Weltordnung vorkommen können; so beschuldigen sie Euch des Puritanismus und antworten mit Vespasian, Geld rieche nicht übel, wo es auch herkommen möge.*)

Man könnte wohl einige Autoren des sechszehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts anführen, die danach trachteten, sich durch den Scandal zu bereichern; aber Das waren damals seltene Ausnahmen, jetzt ist's die allgemeine Regel: ein ungeheurer Unterschied!

---

*) Lucri bonus odor ex re qualibet.

A. d. H.

Diese industrielle Literatur wird gerade eben so gehandhabt, als andere Zweige der Industrie. Es giebt Fabrikanten en gros, Fabrikaufseher und gewöhnliche Arbeiter in diesen neumodischen Manufakturen. Im Allgemeinen wird anfänglich mit einiger Sorgfalt gearbeitet, um dem Namen und der Waare bei den Abnehmern Zutrauen zu verschaffen; später aber wird Ausschuß in den Handel gebracht, der unter dem Schutze des erworbenen Rufes passiren muß. Die wahre Kunst besteht darin, daß das mit Prosa und Versen wohl versehene Magazin recht viele Kunden herbeiziehe.

Hiedurch erklärt sich eine Erscheinung, welche Dem, der sie nicht in der Nähe betrachtet, sonderbar vorkommt. Das erste aus der Feder unserer Schriftsteller fließende Werk ist beinah immer das beste: je mehr sie schreiben, je schlechter werden die Erzeugnisse. Wie kommt es, daß der junge Mann von zwanzig Jahren besser schreibt, als der Vierzigjährige? Hat er bessere Ideen, ist er wissenschaftlicher gebildet, hat er einen festern Styl, mehr Erfahrung? Nein; aber als er zwanzig Jahr alt war, mußte er sich einen Namen machen; jetzt, da er ein Vierziger ist, ist der Ruf längst da. Wohl eben nicht schwer zu begreifen! Höchst traurig ist es nur,

daß das schlechte Beispiel selbst Diejenigen verführt, die einer so schändlichen Berechnung sich nicht hingeben. Hat Lamartine irgend etwas geschrieben, das über seine ersten „Méditations“ geht, oder Victor Hugo etwas, das seinen ersten Oden gleichkäme? Corneille, Racine, Molière, Bossuet, Montesquieu wurden immer größer von Werk zu Werk, von Jahr zu Jahr. Erforscht man nun, woher dieser Unterschied kommt, so sieht man, wie tief wir durch die Anarchie in der Literatur gefallen sind.

Diese Geldfrage erklärt auch unsere gleichsam im Fluge arbeitende, leichte Literatur. Unsere Schriftsteller verdienen weit mehr beim Vielschreiben, als beim Gutschreiben: ein langsames und im Styl bedächtiges Arbeiten würde nicht die Kosten decken. Was kümmert sie das Beispiel jener berühmten Autoren, die bis auf dreizehn Mal ihr Manuscript abschrieben, ehe sie es in den Druck gaben? Die Männer damaliger Zeit brauchten aber nicht viel zu ihrem Lebensunterhalt: auf eine würdige und edle Weise wußten sie den Druck der Armuth zu ertragen. Zuerst den Sieg, den ihre Grundsätze davontrugen; dann einen Strahl von Ruhm, der auf ihrem strengen und demüthigen Leben glänzte: was verlangten sie mehr?

Wie aber sollten wir wohl bei einer solchen Methode der Schriftstellerei zurechtkommen? Müßten wir uns da nicht in ein enges Kämmerlein verschließen und jeder nur einigermaßen kostbaren Leidenschaft entsagen? Zuversichtlich, das wär' ein harter Stand für einen Autor! Wir sind keine Spartaner; schwarze Suppe behagt uns nicht, und ein zerlöcherter Philosophen-Mantel möchte uns auch nicht kleiden: das wäre ja ein wahres Klosterleben! Wir müssen glänzende Wohnungen haben, feine Gastereien, wie die großen Herren. Schreiben wir daher so viel und so schnell, als nur immer möglich: mit dem einmal Geschriebenen hat die Feder nichts mehr zu schaffen. Mögen unsere Bücher noch so voll sein von grammatischen Fehlern, von Barbarismen, von verwickelten Perioden, Schwulst und Trivialitäten — das geht nicht anders, wenn man solche Eil hat; daran liegt uns aber auch nicht das Allergeringste. Seien unsere Erzählung oder unser Roman auch noch so dürftig, wir finden immer einen Verleger, der das Manuscript nimmt, Kameraden genug, die das Buch rühmen, einfältige Leute genug, die es kaufen und lesen werden. In vierzehn Tagen giebt's Geld, und

Das ist wahrhaftig besser, als wenn wir es erst in vierzehn Jahren bekämen!

Denkt man recht darüber nach, so scheint diese flüchtige Manier zu schreiben ihre Entschuldigung zu haben. Nothwendigerweise muß man sich für Etwas in einem literarischen Erzeugnisse interessiren. Hat man Ideen zu vertheidigen, so interessirt man sich für diese Ideen. Setzt man sich einen wissenschaftlichen oder moralischen Zweck, so interessirt man sich für die Wissenschaft, für die Moralität seines Werkes. Strebt man nach Ruhm, so ist man dafür interessirt, ihn durch geduldige Anstrengungen zu verdienen. Hat man aber keine eigenen Ueberzeugungen, keine Wissenschaft, keinen moralischen Zweck, keinen vernünftigen Anspruch auf Berühmtheit; welch Interesse soll da den Muth des Verfassers aufrecht erhalten und ihm die Kraft verleihen, bis zum Ende zu gelangen? Ich kenne nur ein einziges: das pecuniäre Interesse.

Diese Bemerkungen ließen sich ganz besonders auf die periodische Presse anwenden. Die Revüen und die Journale, mit wenigen Ausnahmen, treiben einen förmlichen Handel mit Allem, was den Menschen heilig und ehrwürdig ist: mit der Wahrheit, mit der Freiheit, mit dem Patriotismus, mit den

Bedingungen der geselligen Ordnung, mit den politischen Leidenschaften, mit der Ehre der Leute; sie bringen unheilvollen Zwiespalt in Gährung, greifen gierig alle Scandale auf, und erdichten deren, wenn sie keine finden können: warum? um mehr Leser, mit andern Worten, mehr Geld zu gewinnen.

Und woher weiß man Das so genau? Die Journalisten selbst verkünden es. Vielleicht, und gern möcht' ich es glauben, macht der Parteigeist sie oft gegen einander ungerecht; wenn aber dergleichen Beschuldigungen von so vielen Seiten kommen und sich stets mit so vieler Beharrlichkeit wiederholen, so muß man wohl wider seinen Willen glauben, daß sie viel Wahres enthalten.

Indem ich dieses Kapitel beendige, frage ich mich, ob ich nichts übertrieben habe. Wahrlich, wäre ich in diesen Fehler verfallen, so würde ich mich eben so glücklich schätzen, die vorhergehenden Seiten auszustreichen, als ich mich unglücklich fühlte, da ich sie niederschreiben mußte. Ich weiß es nicht, ob es einen einzigen Menschen in Frankreich giebt, der sich über die Erniedrigung der Schriftsteller seines Landes freuen könnte; Das aber weiß ich wohl, daß, weit entfernt, seine Freude zu theilen, ich sogar unfähig wäre, sie zu begreifen. Was mich be-

trifft, so habe ich gesagt, was ich für wahr halte, und Das that ich, um eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Stets wird man mich zum Widerrufen geneigt finden; übrigens lasse ich in die Augen fallende Ausnahmen gelten. Von der Mehrzahl unsrer jetzigen Schriftsteller habe ich gesprochen, nicht von allen. Es giebt deren, welche der Philosophie, der Geschichte, der Erziehung, der National-Literatur wahrhafte Dienste geleistet haben. Wenn aber die Gerechtigkeit verlangt, sie nicht mit dem großen Haufen zu beschuldigen, so verlangt sie auch, den großen Haufen ihretwegen nicht zu entschuldigen. Diese ehrenwerthen Schriftsteller gestehen selbst, daß sie nur eine sehr kleine Minorität bilden, und daß ihr guter Einfluß von entgegengesetzten Einflüssen beherrscht wird. Sollte ich also nur von Ausnahmen sprechen, wann die allgemeinen Thatsachen sie erdrücken?

Zuletzt noch Ein Wort: wir haben gesehen, daß alles Uebel auf den verschiedenen Sprossen der literarischen Leiter, die Widersprüche der Einen, die Ungewißheit und Ohnmacht der Andern, der verächtliche Zustand der großen Menge, von der Anarchie herrührt, die unter den Schriftstellern unsrer

Epoche herrscht. Was muß nun geschehen, um dieses Uebel zu zerstören? Die Anarchie selbst muß erstickt, gemeinsame Ueberzeugungen müssen in den Geistern hergestellt werden: jedes andere Mittel würde nur ein eitles Palliativ sein.

Sechstes Kapitel.

Erwiederung auf einen Einwurf. — Von dem Uebel, das die jetzige Literatur verursacht. — Von dem Guten, das sie schaffen könnte und schaffen sollte.

Es ist leicht, einen der Einwürfe, die man uns machen wird, vorherzusehen, und es liegt daran, darauf zu antworten.

Die Literatur, wird man sagen, ist der Ausdruck der Gesellschaft: wir sind die Kinder unsers Jahrhunderts. Dieses hat uns unsere Physiognomie, unsere Begriffe, unsere Sprache gegeben, und wir können deren Einfluß nicht zurückweisen, mag er nun gut oder schlecht sein. Warum also will man uns für unsern Zustand der Anarchie verantwortlich machen? Diese Anarchie herrscht überall und in allen Dingen: in der Politik, in den Gewohnheiten, in den Meinungen, selbst in den Familien-Verhältnissen. Wenn es nirgends über irgend eine Materie feste

Ueberzeugungen giebt, wie können wir da selbst welche haben? Wenn keine einzige Klasse von Individuen mehr existirt, in welcher Gemeingeist herrscht, mit welchem Recht will man ihn bei den Schriftstellern verlangen? Aendert die Gesellschaft, dann werden wir mit ihr anders werden; wo nicht, so machet uns nicht zum Vorwurf, was nicht von uns abhangt!

Wir wollen einen Augenblick voraussetzen, unsere jetzige Literatur sei das treue Bild des Jahrhunderts, was aber, streng genommen, nicht wahr ist, wie wir sogleich sehen werden, so läßt sich immer antworten, daß man unmöglich annehmen kann, die Schriftsteller wären unter dem Joch eines unüberwindlichen Zwanges. Niemand, ich bin dessen gewiß, würde es wagen, bis zu diesem Punkt den Ausdruck des Herrn von Bonald zu mißbrauchen. Wann er sagt, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, so will er nicht einen groben Fatalismus aufstellen; er will nicht die Schriftsteller dazu verdammen, nur knechtische Abschreiber alles Dessen zu sein, was ihnen zu Gesicht, der stupide Wiederhall alles Dessen, was ihnen zu Ohren kommt. Er läßt ihnen eine gewisse Selbstthätigkeit in ihren Gedanken und Handlungen; wäre das nicht, so käme

seine Meinung der der absoluten Nothwendigkeit in der Philosophie gleich; und dann würde sie eben so absurd als unmoralisch sein.

Um sie umzustoßen, genügt es, an das Gewissen der Autoren zu appelliren. Saget uns, ob Ihr Euch durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit gezwungen fühltet, Das, was Ihr schriebt, niederzuschreiben? Wann Ihr die unveränderlichen Gesetze der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit verletztet, waret Ihr da nicht frei, sie aufrecht zu erhalten? Wann Ihr Ehebruch auf Todtschlag häuftet, Blutschande auf Vater- oder Muttermord, waret Ihr da nicht frei, solche Verbrechen unberührt zu lassen? Waret Ihr passive, einfache Maschinen, die einer eisernen Hand sich beugen mußten? Beherrschte Euer Geist nicht Eure Feder, Euer Wille nicht Euern Geist? Was würdet Ihr einem Uebelthäter sagen, der sich auf den Zwang des Geschicks beriefe, um sich der Strafe seines Verbrechens dadurch zu entziehen? Was Ihr ihm sagen würdet, das sage ich Euch wegen Eurer schlüpfrigen und verführerischen Bücher.

Aber nein, Ihr glaubt nicht an diese absolute Nothwendigkeit, und Ihr werdet sie nicht zu Euern Gunsten anführen wollen. Es handelt sich also nur ganz einfach von dem mächtigen Einflusse, den die

Gesellschaft auf Eure Schriften hatte. Die Gesellschaft hat Euch mit ihren Ideen genährt; sie durchdringt Euch, umgiebt Euch von allen Seiten: ich will es zugeben. Aber konntet Ihr nicht diesem Einflusse, so mächtig er auch war, widerstehen? Und da Ihr es konntet, mußtet Ihr es nicht? Einigen von Euch ist es gelungen: warum nicht Allen? Was Euch möglich war, gerade Das war es, was Euer Gewissen Euch befahl; und nur gerechterweise macht man Euch dafür verantwortlich, daß Ihr es nicht thatet.

Machet es Euch also klar, daß, weit entfernt, passive Werkzeuge in den Händen des Jahrhunderts zu sein, Ihr zu dem edlen Recht berufen werdet, besonders heut zu Tage, die Geister und die Sitten zu leiten. Die Literatur soll nicht nur, wie ein Spiegel, den Zustand der Gesellschaft zurückstrahlen; sie soll deren Intelligenz, deren Seele, deren Führer, ja, unter gewissen Umständen, sogar deren Richter sein; für ein ganzes Volk soll sie die Funktionen verrichten, welche zu dem Gebiet der Vernunft und des Gewissens in jedem menschlichen Wesen gehören.

Diese Pflichten haben ohne Zweifel nicht zu allen Zeiten dieselben Schwierigkeiten. Manchmal hat

die Literatur nichts weiter zu thun, als Das, was in der öffentlichen Meinung schon gehörig festgestellt ist, zu sammeln und ihm einen erhabnern, idealern Ausdruck zu geben: das war die Aufgabe, welche die Schriftsteller im Jahrhundert Ludwig's XIV. lösseten. Zu andern Zeiten soll sie sammeln, was zerstreut ist, auseinandersetzen, was sich kräftig zeigt in den Wünschen des Volks und ihm Beistand leihen in der intellectuellen Welt: das war das Werk der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts; ich spreche, wohl verstanden, von den besten Schriftstellern und von ihren besten Arbeiten.

Sind aber die alten Ueberzeugungen zu Grabe gegangen, und blieb ihre Stelle leer; welkt eine Nation dahin in der ungesunden Atmosphäre des Skeptizismus; sieht man sie auf das Gerathewohl umherirren auf den Trümmern ihres Glaubens, in der Finsterniß des Unglaubens, sich an alle auf dem Wege liegende Steine stoßen, dem Betrunkenen gleich, der in der Nacht sich verirrte: so erhält die Literatur von der Vorsehung einen neuen Auftrag, einen schwierigen, aber großen Auftrag, einen mit vielen Hindernissen durchflochtenen, aber erhabenen. Sie soll sich an die Spitze der Gesellschaft stellen und ihr einen heilsamen Impuls geben. Das war die Aufgabe

für die christlichen Schriftsteller während der vier ersten Jahrhunderte; Das müßte auch Euer Werk sein, wüßtet Ihr es zu begreifen und zu erfüllen.

Der Adel legt Verpflichtungen auf, sagten unsre Väter; die Intelligenz legt Verpflichtungen auf, so wollen wir jetzt sagen. An große Privilegien sind große Pflichten gebunden. Wie? Ihr Männer des Gedankens, Ihr, die Ihr die Herolde der Civilisation sein sollt, die Vorläufer einer bessern Zukunft, Ihr könntet glauben, allen Euern Verpflichtungen nachgekommen zu sein, wenn Ihr Euch elend und knechtisch hinter allen Zweifeln, allen Unordnungen, allen Befleckungen unsers Jahrhunderts werdet einhergeschleppt haben? Und was habt Ihr mehr gethan? Kommt, betrachtet Euer Werk und seid selbst Eure Richter, wenn Euch noch einiges Gefühl von Redlichkeit und Schaam blieb!

Ihr fandet eine Gesellschaft vor, die das Gute zerstört hatte, indem sie das Böse ausrotten wollte, eine durch den Mangel an Glauben, durch politische Revolutionen, durch Besorgnisse über die Gegenwart, durch Bedrohungen der Zukunft bis in ihre Eingeweide zerrissene Gesellschaft. Ihr waret Zeuge, daß die alten Traditionen vergessen, die neuen Kräfte verachtet wurden, daß die letzten Trümmer unserer

Sitten an einem Abgrunde hingen, in welchen schon so viele heilige Glaubensmeinungen und Glaubenslehren stürzten. Was nicht untergehen sollte, mußtet Ihr vom Rande des Verderbens zurückreißen; auf einen festen, sichern Boden mußtet Ihr uns zurückbringen. Dieser erhabenen Mission seid Ihr aber ungetreu gewesen; Ihr verachtetet sie, oder Ihr waret unfähig, Euch derselben zu entledigen; Ihr vergrößertet unsere socialen und moralischen Leiden; Ihr warfet Trümmer auf Trümmer: und Frankreich, schon von seinen Zweifeln zu Boden gedrückt, ward, indem es Eure Schriften las, noch ungewisser über die zu verfolgende Richtung, noch mehr der Unordnung Preis gegeben!

Ach, es scheint, daß diese unglückliche Gesellschaft für Euch noch nicht verderbt genug war! Statt in ihr aufzusuchen, was sie von religiösem Instinkt, von moralischen Bedürfnissen sich bewahrt hatte, durchwühltet Ihr mit einer unbegreiflichen Vorliebe Alles, was ihr Schlechtestes geblieben war; in ihre unreinsten Cloake stieget Ihr hinab; Ihr maltet das Französische Volk von seiner zurückstoßendsten Seite, mit Lastern, die nicht in gleichem Grade bei Allen herrschen; und indem Ihr Euch bemühetet, uns Verbrechen vor die Augen zu stellen, verbreitetet

ihr sie immer mehr und mehr: dergestalt, daß Ihr nicht allein das Gewissen und die Vernunft Eures Jahrhunderts nicht repräsentirt, sondern daß Ihr nicht einmal der treue Ausdruck derselben seid. Weit entfernt, uns wieder zu erheben, habt Ihr uns noch mehr erniedrigt, und Ihr bedientet Euch, um das Reich des Bösen auszubreiten, derselben Intelligenz, die uns davon befreien sollte.

Wie ist demnach unser moralischer Zustand? Studiret ihn bei Denen, welche fortwährend und mit Gier die neu erscheinenden Schriften lesen. Empfinden sie nicht ein gewisses Unbehagen, das, obgleich oberflächlich und unbestimmt, doch nichts desto weniger in ihnen vorhanden ist? Man möchte sagen, etwas Drückendes, das ihre Brust beengt und sie nicht frei aufathmen läßt; ähnlich dem Gefühl, welches uns vor einem schweren Gewitter befällt, wann bleischwere Wolken und brennende Dünste uns der Sonne Strahlen verdunkeln. Da hat man nicht lange Ruhe auf einer und derselben Stelle; man ist wie erdrückt; man schreit nach Luft, nach Licht, nach Raum, nach einem heitern Himmel. Und da nun die Klagen ungehört verhallen, was thut man? Die Einen, um den unbekannten, sie verfolgenden Leiden ein Ende zu machen, nehmen

zum Selbstmord ihre Zuflucht: die verblendeten Thoren, welche glauben, sie würden durch die Handlung selbst, welche sie auf ewig unglücklich macht, aufhören, unglücklich zu sein! Andere stürzen sich in ungeregelte Leidenschaften, in verwegene und verbrecherische Unternehmungen: sie setzen ihre Ehre, ihr Vermögen, ja, ihr ganzes Vaterland auf's Spiel, um sich zu betäuben, und glauben viel gewonnen zu haben, wann sie einige Augenblicke Trunkenheit mit den allerstrafbarsten Thorheiten oder mit den schändlichsten Verirrungen theuer erkauften.

Wer wäre im Stande anzugeben, wie viele Thaten der Verführung und des Ehebruchs dem Lesen der Romane zugeschrieben werden müssen, welche die traurigste Berühmtheit in unserm Jahrhundert erlangt haben? Wie viele Weiber, nachdem sie oft das Theater besucht, haben ohne Gewissensbisse die eheliche Treue verletzt? Wie viele junge Mädchen haben sich daran gewöhnt, die Skrupel der Schaamhaftigkeit zu besiegen? Und wie viele noch unentschlossene und furchtsame Verführer haben aus jenen Romanen und Schauspielen sich den Muth zur Ausführung ihrer schändlichen Plane geholt?

Ihr Romanschreiber und Ihr Schauspieldichter, beschuldiget mich nicht, hier eine ängstliche Purita-

ner-Moral aufzustellen: an Euch selbst appellire ich! Ihr habt eine Mutter, ein Weib, eine Schwester, eine junge, unschuldige Tochter. Möchtet Ihr sie wohl die Grundsätze Eurer Schriften in Ausübung bringen sehen? Würde es Euch gefallen, wenn sie, wie Eure Heldinnen, schaamlos und befleckt wären? Und wollte sie Jemand Dessen gegen Euch beschuldigen, würdet Ihr Euch da nicht für höchst beleidigt halten? Wie könnt Ihr also eine doppelte Moral haben, eine für Eure Familie, die andere für's Publikum? Und durch welchen furchtbaren Widerspruch würdet Ihr Euch veranlaßt fühlen, blutige Genugthuung von Dem zu verlangen, der nur darin strafbar wäre, Euerm Weibe oder Eurer Mutter die Laster, deren Lobredner Ihr waret, angedichtet zu haben?

Dieser Einfluß der neuen Bücher verbreitet sich durch die Theater in den kleinen Städten und durch die Leihbibliotheken bis in die untern Klassen der Gesellschaft. Er streut den Saamen der Zerstörung und das Gift der schlechten Sitten am Heerde des Kaufmanns, des Handwerkers, des Landmanns aus; er erzeugt in ihnen den Geist des Zweifelns, den Widerwillen gegen Arbeitsamkeit und Demuth, den zügellosen Hang zu grobsinnlichen Genüssen,

das bittere Lachen über die ehrwürdigsten Dinge. Diese Unglückseligen empfinden nicht mehr den frühern Abscheu vor der Unordnung: man hat sie ihnen so oft mit glänzenden Farben gemalt! Sie ehren keine Oberen mehr: man hat sie gelehrt, sich für eben so groß zu halten, als Alles, was es Großes in der Welt giebt! O du armes Volk! Man sagt, Du seist unterrichteter und freier, als Deine Väter; ich glaube es; aber die Aufklärung, die man Dir giebt, trocknet Deine Seele aus; und man lehrt Dich, Deine Freiheit nur anzuwenden, um Dich zum Sclaven der verabscheuungswürdigsten Leidenschaften zu machen!

Was ist, ganz besonders, aus der Jugend geworden, die noch gelehriger, als das reifere Alter, die Lehren der jetzigen Literatur aufnimmt? Ist sie ernst, arbeitsam, gesittet? Man giebt es vor; aber Der müßte sehr blind sein, der sich von solcher interessirten Lobpreisung hinter's Licht führen ließe! Die Jugend studirt schlecht; sie weiß ein Wenig von Allem, aber nichts gründlich. Sie dreht neugierig die Ideen hin und her, um darin etwas Neues, etwas Ueberraschendes zu finden, und untersucht keine, um das Wahre darin zu entdecken. Mit ihren Pflichten halten es die jungen Leute, wie mit

ihren Ideen: sie suchen, was sie vergnügen und zerstreuen kann, keineswegs, was ihnen auf ihrer Bahn zum Führer dienen sollte.

Und welche frühzeitige Enttäuschung! Welche traurige Sättigung in dem lachendsten Alter! Schon am Morgen des Lebens ist ihr Ideal verwelkt. Unsere Jünglinge sind Greise, haben aber an Erfahrung weniger, als diese, an ungestümen Begierden mehr. Da ihnen die Illusionen mangeln, so wollen sie fieberhafte Erregungen, ein Hingerissenwerden, Wahnwitz; sie verlangen, daß die Literatur ihr Nervensystem erschüttere und sie unaufhörlich außer sich bringe. Mit strengen Werken, wo Gedanke und Styl immer ein weises Maaß behalten, darf man ihnen nicht kommen: das scheint ihnen matt und fade. Ihr durch starke Getränke abgestumpfter Gaumen findet am edlen Weine keinen Wohlgeschmack mehr: was sie trinken, muß brennen, wenn sie es schmecken sollen.

Das war die Wirkung der Literatur auf die lebende Generation, und doch konnte sie eine so große schöne Rolle spielen!

Es gab Zeiten, wo die Literatur eine bloße Zierde war, eine köstliche allerdings, aber keine unentbehrliche. Die Religion war mächtig und genügte den

Bedürfnissen der Intelligenz und des Gewissens. Die Erziehung, unter der Vormundschaft einer strengen Religiosität, hielt das Reich der guten Sitten aufrecht. Der politische Zustand endlich, seit langer Zeit auf denselben Gesetzen fußend, fürchtete weder für seine Würde, noch für seine Kraft. Alles ging vorwärts und gedieh ohne die Hülfe der Literatur; und verlangte sie einen Platz in einer also constituirten Gesellschaft, so empfing man sie als einen lieben Gast, dessen Unterhaltung angenehm, dessen Worte anziehend sind, den man aber doch, streng genommen, entbehren kann.

Heut zu Tage ist es in Frankreich ganz anders. Da ist die Literatur keine bloße Zierde mehr, kein angenehmes Außenwerk, sondern eine Nothwendigkeit. Sie soll Das thun, was Kirche, Schule und Obrigkeit nicht mehr, des unglücklichen Zeitgeistes wegen, zu vollbringen im Stande sind. Nie, bei keinem Volke, hatten die Schriftsteller wichtigere und heiligere Pflichten zu erfüllen. Ich kann sie darum nicht glücklich preisen, mein Vaterland eben so wenig: im Gegentheil, ich muß darüber seufzen. Da es nun aber einmal so ist, da das Faktum nicht bestritten werden kann, und würde es fruchten, es zu läugnen?

Die Kirche seid Ihr, oder vielmehr, Ihr würdet es sein, wenn Ihr die Euch angewiesene Aufgabe treu zu lösen wüßtet. Heutiges Tages ist Euer Schriftsteller-Beruf ein Priesterthum, leider das einzige, das noch geehrt, dem noch Gehorsam geleistet wird. Die Menschen in unserm Jahrhundert haben den Weg, der zu den Tempeln führt, vergessen, oder wenn sie ihn auch dann und wann gehen, so bringen die meisten nichts anders mit als einen das Heilige verachtenden Sinn und ein ungläubiges Herz. Nehmet den leeren Platz ein, füllet ihn aus! Durch Eure Schriften sollt Ihr verkündigen, was die Diener des göttlichen Wortes im Heiligthum predigen. Ihre Zuhörer sind meist Greise, Weiber, Kinder; das reifere Alter und die Jünglinge entgehen ihnen. Euer Auditorium ist das der Männer, das, von dem unser Geschick abhangt. Zu ihm redet die Sprache des christlichen Glaubens; führt diese Männer zu den Füßen unsers göttlichen Meisters zurück, den sie nie hätten verlassen sollen.

Die Schule seid Ihr! Unsere Schulen ertheilen keinen genügenden Unterricht; sie bilden den Verstand ihrer Zöglinge, nicht ihre moralischen Fähigkeiten: für die Bedürfnisse des Herzens, des Gewissens und des Lebens geschieht bei Weitem nicht genug. Ver-

lassen die Kinder aus dem Volke die Elementar-Schule, so sind sie nur mit Bildungswerkzeugen ausgerüstet; verlassen die Jünglinge die gelehrte Schule, so sind sie nur im Besitz eines oberflächlichen, unerleuchteten, schlecht verdauten Wissens; und bei allen ihren rein spekulativen Studien geht ihnen jede Richtschnur für ihr sittliches Verhalten ab. Wäre es nun nicht Eure Pflicht, diese unermeßliche Lücke auszufüllen? Seid unsre Lehrmeister in den Dingen, die wahrlich nöthiger sind, als Wissenschaften. Zeiget uns, wie wir den Verderben bringenden Egoïsmus, der an uns nagt, besiegen können, wie wir dem Zustande der Anarchie entrissen werden, die alle bösartigen Triebe unsrer Natur entwickelt.

Die Obrigkeit, die Gesetzgeber seid Ihr! Die Gesetze und die Gewalthaber haben während unsrer langjährigen politischen Stürme ihren moralischen Einfluß verloren. Das Volk, welches seine Häupter nicht mehr hört, Euch hört es noch; und von allen socialen Gewalten ist die Presse, so zu sagen, die einzige welche sich erhielt. Sie befiehlt der öffentlichen Meinung, von welcher Krone und Kammern wiederum Befehle erhalten. Haltet also Euer neues Scepter, Ihr Journalisten, Ihr Schriftsteller alle, mit weiser und fester Hand; seid eben so groß,

als Ihr hochgestellt seid, eben so hingebend, als mächtig! Machet aus uns Männer, die mit sich selbst und unter sich einig sind über die kostbarsten Interessen der Civilisation und der Menschheit!

Jemehr ich über die Euch gestellte Aufgabe nachdenke, je erhabener und heiliger kommt sie mir vor. Von Tag zu Tag dehnt sie sich mehr aus, denn die Masse Eurer Leser wächst schnell durch die Fortschritte des Volks-Unterrichts. Sollen sie denn von Euch immer nur vergiftete Speisen erhalten? Sollen die verständigsten Männer gezwungen sein, die Vermehrung der für das Volk bestimmten Schulen zu beweinen, statt daß es sie glücklich machen würde, sich darüber zu freuen?

Sehet, hier ist ein aus vier und dreißig Millionen Menschen bestehendes Volk, welches ängstlich hoffende Blicke auf Euch heftet, welches nach Euch die Arme ausstreckt und Euch zuruft: Regieret uns! Lasset uns die Sonne wieder scheinen! Eröffnet uns eine Bahn, wo wir wieder einige Ruhe, einiges Glück schmecken können! Zu Euern Füßen haben wir die Trümmer unsers Glaubens hingeworfen: an Euch nur glauben wir noch! Ihr seid unsre Könige, unsre Götter! Um Gottes Willen nur Ein Wort, ein Einziges Wort, das uns wieder aufrichte,

uns tröste, unsre dürstende Seele erquicke! Und Ihr, Dichter, Romanschreiber, Historiker, Journalisten, Ihr könntet taub sein bei dem Aufruf eines unglücklichen Volkes? Ihr verständet es nicht, einem so hohen Glück zu entsprechen? Ihr könntet diese doppelte Autorität der Kirche und des Staates, welche Euch durch ein unerhörtes Zusammentreffen von Ereignissen anheim fiel, verkennen und selbst über den Haufen werfen? Noch mehr, Ihr könntet, in blinder und feiger Wuth, die Wunden dieser Millionen Menschen vergiften? Ihr könntet mit bittrer Ironie, mit boshaftem Gleichmuth ihnen sagen: Wir wollen Eure Führer sein, wir wollen Euch den Weg ebnen; aber dieser Weg führt in den Abgrund!

Und nun denket noch daran: dies Volk, welches Euch alle seine Grundsätze, seine Sitten, seine Zukunft anvertraute, es würde nicht allein untergehen. Gleich jenem Riesen aus der alten Fabel, der sich nicht bewegen konnte, ohne daß der Erdball davon erschüttert ward, bewegt und rüttelt es die ganze civilisirte Welt durch den Gegenstoß seiner socialen Convulsionen. Die gesammte Menschheit hat ihren Theil an Allem, was dieses Volk erhebt oder erniedrigt; seine Unruhe ist die ihre, seine Lei-

den sind die ihrigen, so daß, wenn dieses Volk der Last seiner Irrthümer und seiner Laster erliegen sollte, die ganze Erde, noch während vieler spätern Geschlechter, bei seinem Fall erzittern müßte.*)

Rühren Euch diese Gedanken nicht, fühlt Ihr keine Gewissensbisse, wenn Ihr das Böse erblickt, das Ihr angerichtet habt, und das Gute, das Ihr wirken konntet, dann hab' ich Euch nichts mehr zu sagen; dann werfet dieses Buch in den Winkel, was soll es Euch? Wenn aber Euer Gewissen heimlich Euch mahnet, einen neuen Weg zu betreten, wenn Ihr ein Verlangen habt, Das zu sein, was Ihr sein sollt, dann wollen wir zusammen untersuchen, welches die Mittel sind, um dahin zu gelangen.

---

*) Deutsche Brüder! discite — non temnere divos.
A. d. H.

Siebentes Kapitel.

Von den Mitteln, die Einheit in der Literatur herzustellen. — Ohnmacht der Philosophie und der Politik. — Nothwendigkeit, zum Christenthum zurückzukehren.

Das zu lösende Problem ist: Aufsuchen, wie die Schriftsteller wahre und feste Ueberzeugungen wieder erlangen können, welche ihnen einen Mittelpunkt der Einheit geben und sie befähigen, auf das Publikum einen heilsamen Einfluß zu üben.

Vielleicht ist es nothwendig, Denen, welche ziemlich in der Philosophie bewandert sind, zurückzurufen, daß der menschliche Geist nur in so fern feste Ueberzeugungen haben kann, als diese gegenseitig mit einander verkettet sind, und sie alle aus Einer gemeinschaftlichen Quelle oder aus einem erzeugenden Prinzip fließen. Dieses Prinzip ist es, das sie erhält, nachdem es sie erschaffen hat; dieses Prinzip ist es, das sie zu einem Ganzen vereinigt, sie belebt und sie wirken läßt. Wenn die Ringe der geistigen

Kette sich nicht einem Ersten Ring anschließen, der selbst wieder an einem unwandelbaren Mittelpunkt befestigt ist, so fällt Alles unter seiner eigenen Last; es giebt keine Ueberzeugungen mehr, es giebt nur zerstreute und schwankende Meinungen. Demnach stellt sich unsere Frage so: Welches ist das erzeugende Prinzip, das unsern Schriftstellern die Ueberzeugungen, deren sie bedürfen, wiedergeben würde?

Es ist augenscheinlich, daß die literarische Kunst dieses Prinzip nicht aus ihren eigenen Mitteln ziehen kann. Sie muß es von einer höhern Autorität erhalten und es unter den ihm eigenthümlichen Formen entwickeln: sie erfindet es nicht. Alle Literaturen, die alten so gut wie die neuern, sind auf etwas Vorhergehendes, ihnen selbst höher Stehendes gegründet worden, von dem sie nur Eine der Offenbarungen waren. Eben so augenscheinlich ist es, wie wir bereits an einem andern Ort (im dritten Kapitel) gezeigt haben, daß das erzeugende Prinzip der literarischen Ueberzeugungen ein religiöses und moralisches Symbol sein muß.

Jetzt reduzirt sich das Problem auf seinen einfachsten Ausdruck: Eine religiöse und moralische Wahrheit finden, die für unsere Schriftsteller die Quelle und die Grundlage aller ihrer Ueberzeugun=

gen ist. Entdecken wir sie irgendwo, so werden wir zu gleicher Zeit das Mittel entdeckt haben, die Schriftsteller zur Einheit zurückzuführen, und dasjenige, sie in Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu verwandeln.

Sollen wir der Vernunft die Sorge anvertrauen, uns eine Religion zu geben? Das wäre wohl ein boshafter Spott. In diesem Punkt hat die Vernunft ihre Proben abgelegt. Nachdem sie uns Wunder verheißen, hat sie sich auf eine bejammernswerthe Weise ohnmächtig gezeigt: auf eine lächerliche Weise, würde ich gesagt haben, wäre das Lächerliche nicht vor dem Unglück verschwunden, das ihren eitlen Versuchen folgte. So lange die Vernunft nur den Glauben über den Haufen zu werfen hatte, entledigte sie sich ihrer Aufgabe mit einem bewundernswerthen Erfolge, und man konnte sich über ihre Ohnmacht täuschen; sobald sie aber an's Werk gehen mußte, um etwas Anderes an die Stelle Dessen, das sie zerstört hatte, zu setzen, scheiterte sie noch jämmerlicher, als Die, welche noch nie Vertrauen zu ihr gehabt hatten, es vorhergesagt. Ihre Untüchtigkeit war so groß, daß sie sich gezwungen sah, auf den von ihr herrührenden Trümmern selbst Steine aufzulesen, um damit ein unförmliches reli-

giöses Gebäude aufzuführen, gleich jenen Horden in der Wüste, die sich mit den Trümmern, welche sie von den kostbaren Ueberbleibseln aus Theben und aus Palmyra nehmen, Hütten für Einen Tag erbauen.

Die Erfahrung von vierzig Jahrhunderten hat zur Genüge dargethan, daß die höchste Anstrengung der menschlichen Vernunft nur bis zum Zweifel kommt. Das traurige Wort „Vielleicht" ist das einzige wahre Wort in ihrer Sprache, das einzige, welches sie mit Zuversicht aussprechen kann. Sobald sie weiter geht, verwirrt sie sich, und beharrt sie hartnäckig beim Vorwärtsdringen in der Finsterniß, so stürzt sie in den Abgrund. Sie muß ein Licht haben, das die Dunkelheit verscheucht, womit die Natur sie bedeckt hat; sie muß eine Kraft haben, die ihre Schwäche ergänzt. Giebt ihr eine göttliche Unterweisung die Gewißheit; dann weiß sie diese zu erkennen und sie sich anzueignen; sie selbst aber vermag es nicht, die Gewißheit zu erzeugen und zu geben.

Man verstehe mich aber: ich bin der Philosophie nicht Feind, und ich möchte es nicht einmal scheinen. Die Philosophie hat ihr eigenes Gebiet; völlige Freiheit ist ihr gewährt, ihr Feld nach allen Seiten

hin zu bebauen und darauf reiche Ernten wachsen zu lassen, die zu verachten thöricht und undankbar sein würde. Sie hat den Menschen große Dienste geleistet; aber man dient ihr wieder, wenn man ihr den Rath giebt, ihre Grenzen nicht zu überschreiten. Sobald sie Das thut, erlangt sie nicht, was sie haben will, noch mehr, sie läuft Gefahr, dasjenige, was sie schon hat, zu verlieren; denn tüchtige Geister fangen an, ihre Competenz bei Dingen, die sie rechtmäßigerweise entscheiden kann, in Zweifel zu ziehen, sobald sie sie thöricht in Räume sich verirren sehen, wo ihre Fackel erlischt.

Tausende von Beispielen ihres tiefen Falles nach verwegenen Versuchen könnte man anführen; ich will mich aber auf den neuesten beschränken. Als in Frankreich das Christenthum, wenigstens in seinem Kultus, unter der Verschwörung des Unglaubens und der Unsittlichkeit zu Grunde gegangen war, mußte man wieder eine Religion machen, und die Vernunft konnte nichts Besseres ersinnen, als sich selbst zur Gottheit zu erheben; als wenn diese abgeschmackte Vergötterung, die man in der Verzweiflung, den Prozeß zu verlieren, geschmiedet hatte, nicht die rechtgültigste Erklärung ihrer Ohnmacht sein mußte. Bald ward man indessen dieser Gott-

heit überdrüssig, die nicht einmal den Werth des Fetisches eines dummen Afrikaners hatte, weil der Fetisch doch immer noch das Symbol einer dem Menschen überlegenen Macht ist; und Gott wurde daher durch die Schreckensmänner und durch die Theophilanthropen in die Religion wieder feierlich eingesetzt. Aber was für ein Gott! Ein bloßes Wort, höchstens eine rationelle Formel, nicht ein lebendiger Gott, nicht ein Herr und Meister, ein moralischer Gesetzgeber, ein Heiland, ein oberster Richter. Und wer könnte so einfältig sein, sich darüber zu wundern? Das Endliche, kann es das Unendliche erzeugen? Und die menschliche Vernunft, die in ihre Vermessenheit so weit ging, einen Gott zu schaffen, konnte sie es anders, als nach ihrem Ebenbilde?

Noch in den neuesten Zeiten verkündete uns eine halb philosophische, halb mystische Schule in pomphaften Ausdrücken, daß sie der Welt eine Religion und eine Moral geben würde, aus denen eine ganz neue Politik und eine ganz neue Literatur hervorgehen sollten *). Diese prunkenden Verheißungen, die auf einen Augenblick Frankreich in Bewegung

*) Die St. Simonistische. A. d. H.

brachten, was haben sie erzeugt? Thorheiten und Scandale. Der Unglaube erröthete vor sich selbst, indem er die letzten Früchte seiner Empörung wider das Christenthum sehen mußte; er beeilte sich, über diese Schändlichkeiten einen Schleier zu werfen, um sich der Verantwortlichkeit vor der empörten Menschheit zu entziehen.

Nach so schändlichen Verirrungen kann ich nur nicht begreifen, wie so viele Leute mit felsenfestem Vertrauen noch immer hoffen können, die Vernunft werde ihnen wieder zu einer religiösen Wahrheit verhelfen. In einem unruhigen Erwarten stehen sie da; nach allen Himmelsgegenden schauen sie; zu jeder Stunde glauben sie den Messias erscheinen zu sehen, einen Messias, den kein Prophet verkündigt hat; und in vollem Ernste rechnen sie darauf, von ihm einen Glauben, eine Sittenregel, ein politisches Losungswort, eine literarische Fahne zu erhalten. Sobald sie rufen hören: „Da ist er!", stürzen sie ihm entgegen; bald aber kehren sie wieder um mit finstrer Stirn, mit verzagtem Herzen: statt eines Gottes fanden sie nur einen Betrüger oder einen Narren. Und doch lassen sie sich nicht durch so grausame Proben enttäuschen; gegen alle Hoffnung hoffen sie dennoch, immer ein Wunder erwartend,

das ihnen die Vernunft hartnäckig verweigert. Dies selbst ist ein unglaubliches Wunder. Die Ungläubigen sind in Wahrheit die gläubigsten Menschen.

Um eine so große Leere auszufüllen, haben einige Schriftsteller versucht, die Politik zum Rang einer Religion zu erheben. Bei dieser Handlungsweise gab es einen doppelten Vortheil: erstens bequemte man sich nach den Tendenzen und den Leidenschaften des Jahrhunderts; zweitens entledigte man sich der Mysterien, welche sich nothwendigerweise beim Aufsuchen der unsichtbaren Dinge vorfinden.

Die Männer, die sich zu Verbreitern dieses Systems aufgeworfen haben, predigen den Kultus der Freiheit und der Gleichheit; sie lehren, daß unsere einzige und wahre Bestimmung darin bestehe, vollständig dieser beiden Güter zu genießen, unsere Nebenmenschen ihrer genießen zu lassen und sie allen Völkern mitzutheilen. Für sie giebt es keine andern Dogmen, keinen andern Glauben. Diesem Symbol, durch eine Erzlüge mit dem Namen „Religion“ geschmückt, ordnen sie die Literatur unter, und meinen, ihr dadurch Elemente von Größe und Macht zu verleihen.

Woraus aber haben sie diese sociale und humanitare Religion geschöpft? Aus dem Evangelio.

Das Evangelium lehrte sie die Wörter: Freiheit, Gleichheit, Humanität; das Evangelium hat sie ihnen erläutert; nur durch das Evangelium endlich können diese Wörter ihre wahrhafte Bedeutung, ihren Werth bewahren. Ist es aber wohl ein logisches Verfahren, die Folgerungen aus einer Lehre beizubehalten, indem man die Lehre selbst verwirft? Ist es wohl möglich, Früchte zu gewinnen auf Zweigen, die ihres Stammes und ihrer Wurzeln beraubt wurden? Würde man einem Menschen den Kopf abschneiden und das Herz ausreißen, um seinem Leben mehr Kraft zu verleihen? Ich schäme mich, solche Fragen ernsten Geistern vorzulegen, berühmten Schriftstellern; und doch sind sie auf ihr System vollkommen anwendbar.

Macht man den Einwurf, daß die Alten, indem sie das Vaterland vergötterten, eine kräftige Religion gehabt haben, welche große literarische Jahrhunderte erzeugte, und daß folglich die Neuern von der Vergötterung der Humanität sich dasselbe Resultat versprechen können, so muß ich antworten, daß der christliche Spiritualismus für uns ganz andere Bedingungen stellt. Wir können nicht nach unserm Belieben zwanzig Jahrhunderte der Geschichte aus dem menschlichen Geiste verwischen: entweder

müssen wir, indem wir die Lehre des Evangeliums annehmen, höher hinaufsteigen, als das heidnische Griechenland und Rom, oder tiefer fallen, indem wir jede religiöse Lehre verwerfen. Bei den Alten verkettete sich der Kultus des Vaterlandes mit dem Ganzen der mythologischen Glaubensmeinungen; heut zu Tage würde der Kultus der Humanität sich mit keinem positiven Glauben verbinden und sich nothwendigerweise mit dem Pantheïsmus vereinigen, der doch nur, in Frankreich besonders, ein verkappter Materialismus ist. Und wird der Materialismus je eine Religion sein?

Von Denen, welche unter neuen Formen von landwirthschaftlichen und industriellen Vergesellschaftungen eine moralische und literarische Welt wieder aufbauen wollen*), rede ich nicht. Das Ziel, welches sie zu erreichen streben, liegt so weit außer und über den Mitteln, die sie anwenden, um dahin zu gelangen, daß hier die Sache nicht einmal besprochen werden kann.

Aus dem Gesagten erhellt, daß weder die Philosophie, noch die Politik, uns jene religiöse Wahrheit darbieten können, jenes erzeugende Prinzip, mit

*) Der Fourierismus, Communismus u. s. w.
A. d. H.

welchem, wie mit einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, die Ueberzeugungen unsrer Schriftsteller verkettet wären. Was ist demnach zu machen? An Allem verzweifeln, ohne Widerstand sich der Anarchie hingeben, bis sie ihr Werk der Auflösung und des Todes vollendet hat? Nein! Uns bleibt eine religiöse, eine moralische Wahrheit, welche die Leuchte für die Vergangenheit war, und welche noch die Leuchte für die Gegenwart und für die Zukunft sein kann. Das Christenthum habt Ihr schon genannt.

O, setzet mir doch nicht sogleich alte Vorurtheile entgegen! Ich weiß es wohl, daß Ihr glaubet, das Christenthum mit der Waage Eurer Vernunft abgewogen zu haben, und daß es von Euch zu leicht befunden ward. Ich weiß es wohl, daß Ihr es als ein verfallenes Gebäude betrachtet, ohne Zweifel ehrwürdig durch sein Alterthum und die vielen Dienste, die es geleistet, aber unfähig, Euch ferner gegen die Hitze des Tages zu schützen. Erlaubet mir nur Eine Frage: Das Christenthum, das Ihr nicht mehr wollt, das Ihr mit einer Gleichgültigkeit von Euch weiset, die ärger ist, als laut ausgesprochener Haß, ist es das Christenthum, welches die Bibel lehrt, das Christenthum Baco's und Fénelons? Ich kann nicht wissen, wie Eure Antwort

lauten wird; aber hier ist die meinige, und ich habe lange darüber nachgedacht: Nein, das biblische Christenthum, das wahre Christenthum habt Ihr nicht verworfen; seine Parodie, seinen Schatten, seine Hülle habt Ihr von Euch gewiesen, ein Etwas, das wohl seinen Namen, seinen Anschein hatte, aber nicht sein Wesen. Die Lehre, mit der Ihr fertig zu sein glaubt, kennt Ihr nicht einmal in ihren einfachsten Elementen. Da sitzt Euer Irrthum, und dieser Irrthum ist ein ungeheurer.

In der That, wo habt Ihr das Christenthum gelernt? Ganz offenherzig wollen wir mit einander reden: Als Ihr zehn Jahr alt waret, lerntet Ihr es aus dem Katechismus Eures Kirchsprengels; im funfzehnten Jahre aus Voltaire's gelehrten Abhandlungen; im achtzehnten Jahre aus Rousseau's Glaubensbekenntnisse eines Vicarius in Savoyen. Und darauf studirtet Ihr es in Fragmenten, die ihr in religiösen Zusammenkünften erhaschtet, in den Ceremonien des Kultus an großen Festtagen, in den ausschweifenden Auffassungen einiger jungen Dichter oder Romanschreiber, die sich Christen nannten und ein Wunderwerk zu verrichten glaubten, indem sie ihre Träumereien dem Gotte des Evangeliums zuschrieben. Mehr habt Ihr wohl nicht gethan!

Habt Ihr je das Christenthum in der heiligen Schrift studirt? Nein! In den Schriften der Kirchenväter? Nein! In den Büchern von Port-Royal, welche sogar die Damen am Hofe Ludwig's XIV. mit so vielem Interesse lasen? Nein! Doch zum Allerwenigsten in einigen Predigtbüchern, die Eure Aufmerksamkeit durch ihre Energie oder durch die Reize des Styls fesseln konnten? Habt Ihr Massillon und Bossuet gelesen? Ja, vielleicht einige ausgewählte Stellen, aber nur als einfache wissenschaftliche Uebung, keineswegs als religiöses Studium. Ist es nun hienach wahrscheinlich, daß Ihr vom Evangelio hinlängliche Kenntniß habet, um es mit Einsicht zu verwerfen? Vielmehr müßte ich es bewundern, wenn Ihr bei einer solchen Forschungsweise den geringsten richtigen Begriff davon hättet.

In der Kindheit erhaltene, bald vergessene Lehren also; Untersuchungen in Anklageschriften, welche von den Feinden der christlichen Religion ausgingen, in Akten, die Ihr niemals mit den Vertheidigungsreden der Gegenpartei verglichet; unförmliche Bruchstücke also, die Ihr ohne alle Ordnung und Aufmerksamkeit sammeltet; leere Hypothesen, oberflächliche Gemüthsbewegungen, das Anschauen einiger Symbole, deren Sinn Ihr nicht begriffet, ja, nicht

einmal aufsuchtet; nichts also, was aus den Quellen des Dogma's, aus der Wirklichkeit des christlichen Lebens geschöpft wurde; ein Leichtsinn, den Ihr bei der Kritik des geringfügigsten Theater-Stücks oder der unbedeutendsten Brochüre zu zeigen nicht wagen würdet: Das ist Alles! Und Ihr sagt, daß Ihr an das Christenthum nicht mehr glaubt, weil es das Licht Eurer Intelligenz nicht mehr ertragen kann? Was wisset Ihr denn von diesem Christenthum? Mit welchem Rechte fällt Ihr ihm das Urtheil? Seid Richter des Evangeliums; das Evangelium selbst fordert Euch dazu auf; aber seid es auch gehörig! Der Richter hört beide Parteien, er untersucht, er überlegt, er entscheidet nach gewonnener vollständiger Kenntniß der Sache und nach bestem Gewissen. Nehmt Ihr das Recht des Richtens in Anspruch, so erfüllet auch die diesem Recht entsprechenden Pflichten; sonst würdet ihr nicht mehr als Richter handeln, sondern als ein unredlicher Gegner.

Es ist doch ein sonderbarer Widerspruch: dringend das Recht der freien Untersuchung in Bezug auf die Religion fordern, Alles aufbieten, um es zu erlangen, und, sobald man es erlangt hat, keinen Gebrauch davon machen! Wollte man des

gesunden Verstandes und des Gewissens der Menschen spotten?

Niemand wird behaupten wollen, daß der Gegenstand nicht der Mühe eines gründlichen Studiums lohnte: das würde wohl mehr als abgeschmackt sein. Was man von der christlichen Religion auch denken möge, Das wenigstens muß man zugeben, sie verdiene eine ernste Untersuchung. Nun existirt sie bereits achtzehn Jahrhunderte, und durch das Alte Testament schließt sie sich den ersten geschichtlichen Zeitaltern an. Sie erzeugte die neuere Civilisation; alle unsere bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen verdanken ihr, als ihrer gemeinschaftlichen Mutter, das Leben. Zur christlichen Religion bekannten sich, es vertheidigten sie die größten unter den großen Männern. Von Christus bis auf den heutigen Tag kann man keinen einzigen wichtigen Fortschritt iu den Ideen, in den Sitten, in der Politik, in den Institutionen, welche die Nächstenliebe hervorrief, in den schönen Künsten anführen, ja, ich sage noch mehr, kein einziges ausgezeichnetes Geistesprodukt, das bei christlichen Völkern veröffentlicht wurde, ist erschienen, das nicht, direkt oder indirekt, dem Einflusse des Evangeliums zugeschrieben werden müßte. Wenn Das nun zum Glauben noch nicht

hinreicht, ist es nicht wenigstens zum Forschen genug?

Nichts weiter verlange ich von Euch. Ich bitte Euch, genau die Akten des Prozesses durchzulesen, und thue es im Namen des Interesse der Literatur das Euch Schriftstellern so theuer sein muß! Besteht Ihr aber, trotz aller Warnungen, darauf, in Euerm Zustande der Unwissenheit und des Zweifelns über das Christenthum zu beharren, wißt Ihr wohl, was man gezwungen sein würde, daraus zu schließen? Man müßte daraus folgern, daß Ihr Euch fürchtetet, ja, Euch fürchtetet, eine Lehre, die Euch befiehlt, gerecht und tugendhaft zu sein, genauer kennen zu lernen.

Sollen wir denn aber alle unsere literarischen Arbeiten bei Seite setzen, um uns in die nicht endenden Untersuchungen der Kritik der heiligen Schrift, der christlichen Apologetik und der Polemik zu vergraben? Auf diese Weise würden wir unser ganzes Leben damit verbringen, nach den Mitteln zu forschen, uns kräftige Gedanken und einen guten Styl anzueignen; und kaum fänden wir sie bis zu dem Augenblick, wo uns der Tod die Feder aus der Hand risse. Du giebst uns da einen schönen Rath! — Nein, diesen Rath geb' ich Euch nicht.

Eine Pflicht übertreiben, um sich ihrer überheben zu können, sie lächerlich machen, um ihrer los zu werden, das ist eine zu kindische Protestation: in einer so ernsten Angelegenheit wollen wir selbst ernst bleiben.

Ueberreden möchte ich Euch, das Buch zu öffnen, vor welchem Pascal, Newton und Leibnitz, die drei tiefsten Denker, welche seit drei Jahrhunderten aufgetreten sind, ihre hohe Intelligenz ehrfurchtsvoll beugten; das Buch, aus welchem Milton und Torquato Tasso, die beiden ersten epischen Dichter der neuern Zeit, ihre erhabenen Eingebungen schöpften; das Buch, welches uns den einzigen Redner gab, den wir denen des Alterthums entgegensetzen können; das Buch endlich, dem der berühmteste der Französischen Autoren unsrer Epoche *) Das verdankt, was es Bestes in seinen Schriften giebt: das Buch der Bücher — die Bibel! Sie ist, und Das gesteht ein Jeder, die magna Charta der Rechte des Menschengeschlechts seit achtzehn Jahrhunderten; sollte sie nicht auch, seit derselben Zeit, die Hauptquelle aller guten Literatur sein?

Die Bibel leset: nicht so flüchtig, als müßtet Ihr eilen, mit dem Lesen fertig zu werden; nicht

*) Chateaubriand. A. d. H.

in der Stimmung, darin zum Tadel Stoff zu finden, als schreckte Euch ihr Inhalt ab: leset sie bedachtsam, mit aufmerksamem Auge, mit Unparteilichkeit; und habt Ihr sie so gelesen, so leset sie wieder in demselben Geiste. Stellet keine Ausleger zwischen dem göttlichen Worte und Euerm Gewissen. Die Bibel allein lesen, wohl über das Gelesene nachdenken, mit Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit sie Euch klar machen, heißt das zu viel von Euch fordern, zuviel verlangen, zuviel von Euch erwarten?

Ich bin in meiner Seele überzeugt, daß dieses Lesen, angenommen, es trage nicht alle die Früchte, welche ich davon voraussetze, für keinen Schriftsteller völlig nutzlos sein würde. Von den literarischen Schönheiten der Bibel spreche ich hier nicht, obwohl sie zu den allererhabensten gehören. Die Bibel, so majestätisch in den Psalmen und in den Propheten, so einfach in den Evangelien, so klar in ihren Erzählungen, so dringend in ihren Beweisgründen, so wahr in ihren Styl-Formen, so tief überall, wird für immer das vollkommenste Muster der Schriftsteller sein und bleiben; aber dies Alles hat der Verfasser des „Génie du Christianisme“ *) vortreff-

*) Abermals Chateaubriand. A. d. H.

lich auseinandergesetzt, und Keiner hat nach ihm das Recht, diesen Gegenstand abzuhandeln. Ich will mich einzig und allein mit dem Innern der Dinge beschäftigen und beweisen, wie der christliche Glaube, indem er den Menschen ändert, nothwendigerweise auch den Schriftsteller ändern muß. Diese Aufgabe ist eben so schwierig und noch wichtiger, als die, welche Chateaubriand gelöset hat: warum ließ er sie in so schwache Hände fallen?

Achtes Kapitel.

Eine Hypothese. — Religiöse Bekehrung eines Schriftstellers. — Wie der christliche Glaube, indem er den Menschen ändert, auch den Schriftsteller ändern würde.

Das beste Mittel, meinen Gedanken vollständig darzulegen, ist, ihn in einem meiner Leser zu personificiren.

Ich stelle mir demnach einen Schriftsteller vor, der noch jung ist, voll von Eifer und Energie, der aber schon seine ersten Illusionen, Eine nach der andern, schwinden sieht, ohne sie zurückhalten, ohne neue an ihre Stelle setzen zu können. Er wird unruhig, er leidet, weil ihm die arglose Treuherzigkeit des Jünglings bereits abgeht, er auch noch nicht den verachtenden Skepticismus und die Verhärtung des reifern Alters kennt. Er sieht sich auf der äußersten Grenze einer glücklichen Zeit, die davoneilt, und einer Zukunft, von der er schon im Voraus Erniedrigung und Schande empfindet.

Allenthalben sucht er umher, was ihn wohl an diesem Unheil bringenden Abhang aufhalten könnte: er verlangt von den Menschen, von den Büchern, von den Phänomenen in der materiellen Welt, von der ganzen Natur, Ueberzeugungen und Hoffnungen für sein leeres, schwankendes Herz. Was er aber mit so vieler Bangigkeit sucht, nirgends findet er es; das letzte Wort von Allem, was er um sich her vernimmt, ist nur eine Bitterkeit oder ein Betrug.

Eines Tages fällt ihm unser Zuruf in die Hände. Aus langer Weile lies't er einige Seiten darin, und gar bald erkennt er sich in dem Bilde des Schriftstellers, der nicht eine einzige edle Idee zu vertheidigen hat, und der mit großer Eil Schriften ohne moralischen Werth und ohne Styl in die Welt schickt, um in groben Genüssen ein Honorar, das er auf eine so traurige Weise verdiente, an den Mann zu bringen. Er erröthet vor sich selbst; eine innere Stimme ruft ihm zu: Ja, Du bist dieser Mensch! Deine Gedanken und Deine Feder hast Du zu einem schändlichen Handel in der literarischen Kunst herabgewürdigt! Verfolge nur noch eine Zeitlang diesen Weg, und was wird Dir bleiben? Ein durch unfruchtbare Arbeiten erschöpfter Geist, eine durch das Bewußtsein ihrer Erniedrigung gebrandmarkte

Seele, und zuletzt? Die Aussicht auf ein dürftiges Alter, das geschändet ist, und es auch zu sein verdient!

Ferner sieht er, daß er zu den Schriftstellern gehört, die das Christenthum verwerfen, ohne auch nur die ersten Elemente desselben zu kennen; und jetzt, da er ernster darüber nachdenkt, kann er nicht begreifen, wie er einen so wichtigen Gegenstand mit so großem Leichtsinn behandeln konnte. Möge das Christenthum wahr oder falsch sein, mußte ich es nicht wenigstens zu erforschen suchen? Welche unbegreifliche Thorheit, es in den Staub zu treten, ohne auch nur ein einziges Mal mich gebückt zu haben, um es näher zu betrachten! Sind denn die Menschen so wahrheitsliebend, nehmen sie die Wahrheit so günstig auf, daß man gewiß ist, eine Lüge zurück zu weisen, indem man verneint, was der große Haufe verneint? Und wenn es nun die Wahrheit selbst wäre, die ewige Wahrheit, die ich verworfen unb verachtet hätte! Darüber will ich, muß ich gewiß werden! Und was wird am Ende dabei verloren sein, wenn das Studium der Bibel mich noch im Zweifel läßt? Soviel wie diese tausende von Brochüren und Journalen, die mich so grausam ermüden, wird sie mich doch zu lehren

im Stande sein, und ich werde mir das Zeugniß geben können, nicht freiwillig das Mittel verabsäumt zu haben, mir über die christliche Lehre Licht zu verschaffen. Giebt mir dieser Gedanke auch nur einen armseligen Trost, so befreit er mich doch von einer Ungewißheit und von einem Gewissensvorwürfe.

Was er sagt, thut er; ja, er thut's gleich den Augenblick, da er weiß, daß Ein Tag Aufschub oft die weisesten Entschlüsse ändert. Da steht in seinem Bücherschrank ein Exemplar der Bibel, ganz mit Staube bedeckt, der von einem langen Vergessen zeugt. Er nimmt es und öffnet es mit Ehrfurcht, indem er sich erinnert, daß mehr als achtzig Generationen vernünftiger Geschöpfe sich vor diesem alten und heiligen Worte gebeugt, daß sie es, als sie die Wiege verließen, empfangen, an der Schwelle des Grabes noch begrüßt haben, nachdem sie aus demselben eine Religion für ihre Seele, Regeln der Tugend für ihr Leben, Heilmittel für ihre Leiden, die erhabene Hoffnung einer glückseligen Ewigkeit schöpften. O, alle Bücher zusammengenommen, haben sie soviel, als dieses einzige Buch, für die Größe unb das Glück der Menschheit gethan?

Voll von solchen ernsten Betrachtungen fängt er an zu lesen. Es ist nicht mehr derselbe Ton, es

sind nicht mehr dieselben Interessen, von denen er früher eingenommen war. Alles in der Bibel ist ernst und einfach; in ihr führt Alles auf Gott zurück, weil in ihr Alles von Gott kommt. Welche ruhige Kraft, welche friedliche Majestät, die nicht glänzen will, da sie gewiß ist, Ehrfurcht zu gebieten! Es ist eine ganz eigene Sprache, die sich gelehrig dem Gedanken beugt, so wie im Mechanismus des Weltalls die Materie der höchsten, sie beherrschenden Intelligenz gehorcht. Unserm jungen Manne scheint es, als sei er in eine ganz andere Ideen-Ordnung eingetreten, in eine ganz neue Welt, wo Alles plötzlich eine andere Gestalt und eine andere Bedeutung angenommen hat. Wirklichkeiten zeigt ihm die Bibel, wo er nur Täuschungen sah, und Täuschungen, wo er Wirklichkeiten zu sehen glaubte. Darum, weil er sich in der Gegenwart Gottes befindet, statt in der Gegenwart der Menschen und ihrer wachsenden Leidenschaften.

Habt Ihr je einen Reisenden erzählen hören, was er auf dem Gipfel der Alpen oder der Pyrenäen empfand? Er suchte sich selbst und fand sich nicht mehr. Es schien ihm, nachdem er die Spitzen der Berge erklettert hatte, als habe er plötzlich eine neue Natur angenommen. Und wenn er nun, von

der Höhe eines Gletschers aus, in die Tiefe auf die Ebene blickte, die er verlassen hatte, wenn er es versuchte, die Ereignisse seines Lebens dem Gedächtnisse zurückzurufen — mit welcher lächelnden Verachtung, mit welchem innigen Mitleid rief er sich da alle die kleinlichen Ansprüche, die kleinen Eitelkeiten, alle die kleinen Zänkereien, alle die winzigen Hoffnungen, alle diese Nichtigkeiten zurück, mit denen seine Laufbahn angefüllt war — wie wunderte er sich da, daß er auf so kindische Erbärmlichkeiten einen solchen Werth haben legen können! Bin ich's denn wirklich? Bin ich derselbe Mensch, der ich heute früh war? Ja, Reisender, Du bist es, bist ganz Derselbe; aber Dein Standpunkt hat sich verändert!

Eine ähnliche Wirkung; ja, eine noch mächtigere ist die, welche das Lesen der Bibel bei unserm jungen Schriftsteller hervorbringt. Ein unermeßlicher Zwischenraum, die ganze Höhe einer göttlichen Religion trennt ihn vom Geräusche der Welt: er hört's nicht mehr; er hört ein anderes Rauschen, eine Stimme, streng und sanft, stark und väterlich, die nicht von Dem mit ihm spricht, was er bis jetzt ehrgeizig begehrt, sondern von Dem, was er vergessen hatte. Schon schwindet ihm das Interesse an

der Literatur, an seinem persönlichen Ruhm: er beschäftigt sich mit seinem moralischen Zustande, mit seinem Gewissen, mit seiner Seele, mit seiner Bestimmung jenseit des Grabes. Entrüstet Euch nicht; der Schriftsteller wird später wieder erscheinen: für den Augenblick haben wir es mit dem Menschen zu thun.

Hier und da stößt er in der heiligen Schrift auf etwas Sonderbares, das ihm anstößig ist, ihn sogar empört. Er findet geheimnißvolle Lehren, Wunderdinge, Gesetze, denen zu gehorchen ihm unmöglich scheint, eine ganze, übernatürliche Ordnung von Unterweisungen und Ereignissen. Er hält einen Augenblick inne, ganz erstaunt und verwirrt, vor diesen seiner Vernunft unerklärlichen Stellen; aber bald setzt er das Lesen fort, indem er sich sagt, daß Das, was er von der Bibel versteht, so erhaben, so bewunderungswürdig ist, daß er in Bezug auf dasjenige, was er nicht versteht, nur seiner Unwissenheit und seinen Vorurtheilen die Schuld geben kann.

Nach Verlauf einiger Tage geduldigen Studirens entdeckt er in sich ein Uebel, von dem er nur einen verworrenen und ungewissen Begriff hatte: die Sünde. Bisher verstand er in dieser Beziehung nur die Ausdrücke der geselligen Sprache; er wußte,

was ein Vergehen, ein Verbrechen, eine Verletzung der menschlichen Gesetze sagen will; unbekannt war ihm aber, was die Verletzung der göttlichen Gebote ist. Dies lehrt ihn nun die heilige Schrift; und je mehr er sein Herz und sein Leben durchforscht, je mehr wird er darin die Sünde unter unzähligen Gestalten gewahr. Sünde in seinem Vergessen Gottes; Sünde in dem der öffentlichen Meinung gewidmeten Götzendienst; Sünde in seinem ausschließlichen Trachten nach den Gütern und den Vergnügungen dieser Welt; Sünde in seinem verschleuderten Leben, in seinen ungeregelten Neigungen; Sünde in seinen Tugenden selbst, die beständig in ihren tiefsten Wurzeln mit der Selbstsucht und dem Ehrgeize verwachsen sind. Wohin er das Auge wendet, in sein Inneres, auf sein Aeußeres, thürmt sich die Sünde, seine eigene Sünde, vor ihm auf, in ihrem Gefolge mit sich schleppend Gewissensbisse, Angst und Schrecken: sie verkündet ihm von Seiten Gottes den Richterspruch der Verdammniß.

Erzähle ich denn hier von einem Mörder, oder auch nur von einem unredlichen Menschen? Nein, ich spreche von einem Manne, der eben so redlich, eben so schätzenswerth ist, als Ihr. Was er that, habt Ihr gethan; die Vergehungen, deren

er sich anklagt, habt Ihr Euch zu Schulden kommen lassen, und ach, wieviel andere vielleicht, die ich hier aufzuzeichnen mich schämen würde!

Aber das Wort Gottes, indem es ihm die Wunde seines Herzens zeigt, bietet ihm auch das Heilmittel. Es erniedrigt ihn nur, um ihn zu erheben; es bringt ihn nur ins Gedränge, um über ihn, nach einem biblischen Ausdruck, den Frieden, gleich einem Strom, fließen zu lassen; und zu derselben Zeit, wo es dem Sünder zuruft: Du bist verloren! sagt es ihm auch: Glaube an den Herrn Jesum Christum, und Du bist gerettet!

Welche verschiedenartigen Gefühle bekämpfen sich in dem Gewissen dieses Neugläubigen! Wie sich vor ihm das traurige Gemälde seiner Verirrungen nach und nach entfaltet, bemerkt er zugleich ein anderes, unermeßlich und prächtig, strahlend von den Beweisen der göttlichen Liebe. Auf der Einen Seite sein Werk; auf der andern Gottes Werk. Dort betrübt und erschreckt ihn Alles; hier tröstet und erfreut ihn Alles. Indem er das erste dieser beiden Gemälde betrachtet, fragt er sich: Wohin soll ich fliehen? Indem er das andere anschaut, antwortet er: Wer will es wagen, mich zu verdammen? Gott selbst, Gott in Menschengestalt, hat meine Sünden

gebüßt, und so hoch sie immer steigen mögen, das Kreuz Jesu Christi überragt sie doch! Nach diesem Kampf endlich, dessen innerste Bewegungen in der Sprache der Menschen nicht ausgedruckt werden können, begreift er, empfängt er durch die Kraft des heiligen Geistes jene Wahrheit, durch welche die Seelen wiedergeboren werden. Aus seinem Munde, aus seinem Herzen ertönt die Stimme des Dankes, die bis zum Throne des Ewigen dringt; und vor unaussprechlicher Wonne bebend stürzt er seinem Heiland zu Füßen und spricht zu ihm: Mein Herr und mein Gott! *)

Die christliche Religion erklärt ihm die Räthsel seines Lebens. Wie oft fiel er aus den berauschendsten Vergnügungen in die finstersten Gedanken, ohne die Ursach davon begreifen zu können! Selbst nach der ausgelassensten Heiterkeit fuhr ihm der erschreckliche Gedanke des Selbstmords durch den Kopf und

*) Man rufe hier nicht aus: Wie unwahrscheinlich! Ich könnte diese Erzählung mit glänzenden Beispielen belegen, mit wahrhaftigen Thatsachen, die noch viel außerordentlicher scheinen würden, als unsere Hypothese. Eine große Zahl von Staatsmännern, von Philosophen, von Schriftstellern, vom Ursprung des Christenthums bis auf unsere Tage, verdankten ihre Frömmigkeit dem aufmerksamen und ernsten Lesen der heiligen Schrift. A. d. V.

verfolgte ihn noch lange mit widrigen Bildern. Woher diese wunderbare Veränderung seiner Stimmung, da doch um ihn her nichts sich verändert hatte? Noch vor Kurzem wußte er es nicht; jetzt weiß er es: der Taumel der Leidenschaften hatte wohl auf Augenblicke die höheren Bedürfnisse seiner Natur betäuben, sie aber nicht ersticken können, und diese von ihm verkannten Bedürfnisse rächten sich jedesmal, wo sich die Gelegenheit dazu fand, an der Schmach, die sie zu erdulden gezwungen waren: eine edle Protestation der Einen Hälfte des Menschen gegen die andere, oder vielmehr die Protestation Gottes selbst, der es nicht müde wird, uns zu warnen, uns Seine Hand zu reichen, um uns unserm Zustande der Blindheit zu entreißen.

Und Das ist die Religion, welche ungläubige Philosophen mit soviel Schmach und Verachtung überhäuft haben? Dies also das Christenthum, welches man des neunzehnten Jahrhunderts unwürdig erklärte, und von dem unsere kleinen Kinder sogar nichts mehr wissen wollen, da man sie gelehrt hat, darin nichts weiter zu sehen, als eine Sammlung veralteter Fabeln? Man hatte mir gesagt, daß dieses religiöse System nur durch Betrug sich begründen, nur durch die Unwissenheit sich erhalten

konnte, und daß es unter dem Licht der Vernunft zusammenstürzen müße, gleich den verworrenen Träumen der Nacht, die bei dem ersten Morgenstrahl verschwinden. Man hatte mir gesagt, daß es dahinsterben würde, wie Alles hier auf Erden dahinstirbt unter den Schritten der Zeit und dem Fortschreiten der Humanität. Ich Unsinniger glaubte es, ohne zu untersuchen, ob diese Behauptungen auf einem festen Grunde ruheten. Heut aber weiß ich, daß das Christenthum den edelsten Bedürfnissen meiner moralischen Natur Genüge leistet; ich weiß es, nicht, weil man es mir gesagt hat, sondern weil ich es fühle, weil ich es mit den Augen meines Geistes sehe. Das Dogma der Versöhnung, so dunkel für den Sophisten, der ihm die Spitzfündigkeiten einer eitlen Disputirkunst entgegenstellt, ist für mich eben so klar, als die Klarheit der Sonne; ich habe die innigste Ueberzeugung davon, wie von meinem eignen Dasein. Zwischen dem Evangelio und mir findet ein entzückender Einklang Statt. Meine Vernunft bedurfte der Wahrheit, und ich habe die Wahrheit; mein Herz durstete nach Glück, und ich habe die Bedingungen eines reinen und dauernden Glückes; mir war Vergebung nöthig, und ich habe Gottes Vergebung in Jesu Christo; ich trachtete

nach einem nie aufhörenden Sein, einem unvergänglichen Ruhme, einer unendlichen Glückseligkeit, und dies Alles verheißt mir das Evangelium in der Ewigkeit. Welcher unermeßliche Unterschied zwischen Dem, was man mir von dieser Religion erzählt hatte, und Dem, was sie wirklich ist!

In der That, der Unterschied ist groß, junger Mann; und Du hast Dich davon überzeugt, weil Du, statt das Christenthum nach den Verläumdungen seiner Gegner zu beurtheilen, es selbst aufgesucht hast, daß es Dir von seinen Lehren Rechenschaft ablege. Indem Du die Bibel studirtest, ist es Dir klar geworden, daß die Religion des Erlösers, weit entfernt, dem erleuchteten Jahrhundert nachzustehn, ihm voraus ist, und daß das Fortschreiten nicht darin besteht, immer mehr und mehr sich von ihr zu entfernen, sondern darin, zu ihr zurückzukehren. Wollte Gott, daß Andere Deinem Beispiel folgten, und daß ihnen von Oben herab dieselben Segnungen zu Theil würden! Die zärtlichste Mutter könnte für ihren Sohn nichts Lieblicheres, nichts Köstlicheres wünschen!

Wie lange nun läßt dieser neue Jünger des Herrn seine literarischen Beschäftigungen ruhen, um über das ewige Heil seiner Seele nachzudenken? Ich

weiß es nicht. Aber endlich fängt er an, alle seine Schriften, Eine nach der andern, seinem Gedächtnisse zurückzurufen: eine schmerzliche Musterung! Nie hat ihm der unbarmherzigste Kritiker so viele Vorwürfe gemacht, als mit welchen er jetzt sich selbst überhäuft. Er begreift es nicht, wie er sich so weit verirren, sich so erniedrigen konnte; und mit seinen Thränen, wenn er es vermöchte, würde er die unzüchtigen Gemälde, die unmoralischen Stellen in seinen Büchern auslöschen, die ihn früher so stolz machten.

Dem Bösen habe ich geschmeichelt und es verbreitet; das ruchlose Leben und den Ehebruch habe ich, unter dem Namen der feinen Lebensart, entschuldigt, ja, was noch weit ärger, gepredigt; den schändlichsten Lastern, den abscheulichsten Verbrechen habe ich Farben geliehen, welche sie weniger gehässig darstellten, welche ihnen ohne großen Widerwillen den Weg zu redlichen Herzen bahnen mußten. Diese Bücher, die ich zu den größten Irrthümern meines Lebens zähle, über wen haben sie ihr Gift verbreitet? Haben sie nicht in dieser oder jener Familie, die bis dahin tugendhaft und friedlich lebte, schändliche Leidenschaften erweckt, den Saamen der Zwietracht und der Schande gestreut? Müßte bei den

Thränen jener Mutter und ihrer Kinder mein Name nicht zuerst genannt werden? Habe ich diesem armen jungen Mädchen den Weg des Lasters nicht geebnet, indem ich eine unreine Flamme in ihrer Einbildungskraft anfachte, und hat sie nicht das Recht, mich wegen ihrer Schmach bei Gott und Menschen anzuklagen? Vielleicht giebt es mehr als Einen Unglücklichen, der, nachdem er meine schändlichen Romane gelesen, sich blindlings in alle Excesse des Lasters stürzte, und, da er nun seine tiefe Erniedrigung nicht überleben konnte, sich.... Hier kann er nicht weiter, ihn schaudert: er glaubt, ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen zu haben.

Und warum habe ich denn so viel Böses durch meine Schriften angerichtet, in denen ich mich noch unmoralischer zeigte, als ich selbst in meinem Betragen war? Ich that es, um ein wenig Gold zu gewinnen, um ein wenig Aufsehn zu machen. Dies Gold aber, ihm opferte ich meine heiligsten Verpflichtungen; und diese auf eine so beweinenswerthe Weise erlangte Berühmtheit, o, könnte ich sie unter meinen Gewissensbissen ersticken!

Dem Fehler muß die Besserung folgen. Ein Christ erschöpft sich nicht in unnützen Klagen; er legt die Hand ans Werk, damit soviel an ihm ist,

das Gute in ihm das Böse überwinde. Und hier werden wir sehen, wie die in dem Menschen vorgegangene Veränderung eine andere, nicht weniger beträchtliche, in dem Schriftsteller hervorbringt.

Der Glaube giebt ihm kräftige religiöse und moralische Ueberzeugungen; sogleich läßt er ihn das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen unterscheiden. Von allen großen Fragen, welche die moralische Welt in Bewegung setzen, hat er bestimmte, unveränderliche Begriffe: von Gott, vom Menschen und dessen Bestimmung in diesem und in jenem Leben. Kein Schwanken, keine bedeutende Schwierigkeit bei irgend einem Gegenstande; denn es giebt Nichts, das nicht von diesen Grund-Problemen abhangen sollte, und sind sie einmal gelöset, so ist es auch alles Uebrige. Erhebt sich die Sonne am Horizont, so verjagt sie die Finsterniß auch aus den am Entferntesten liegenden Winkeln: bis in die Tiefen der Abgründe wirft sie ihre Lichtstrahlen. Eben so ist es mit der Sonne des Glaubens, wann sie in einer Seele aufgeht.

Nun mag unser junger Mann eine Erzählung, ein Drama, einen Roman, eine den politischen Haushalt betreffende Abhandlung oder auch nur einen einfachen Journal-Artikel schreiben wollen, immerr

hat er Grundsätze aufrecht zu erhalten, einen Zweck zu erreichen. Klar liegt sein Weg vor ihm, und dieselbe religiöse Wahrheit, der er seine Prinzipien verdankt, flößt ihm auch noch den Geist der Uneigennützigkeit ein. Erst kommt der moralische Nutzen seines Buches, dann der materielle Gewinn. Erfolgt Honorar, gut; erfolgt keins, er weiß es zu entbehren; und dies Opfer wird ihm um so leichter, wohl zu merken, als er, nicht mehr seinen frühern Leidenschaften fröhnend, auch nicht mehr der frühern Hülfsquellen bedarf.

Die wenigen freilich, welche den Luxus, die Feste und die Orgien lieben, müssen danach trachten, ihre Werke theuer zu verkaufen; für Den, der mäßig lebt, um moralisch zu leben, ist wenig hinreichend. Sehet, was jetzt schon Alles dieser Schriftsteller dem Christenthum verdankt: richtige Begriffe, feste Grundsätze, einen sichern Gang, Uneigennützigkeit, Gewohnheiten, welche zu seinem nur mittelmäßigen Vermögenszustande passen.

Aber noch mehr. Der christliche Glaube läßt ihn die Einsamkeit schätzen: nicht nur die Einsamkeit, welche darin besteht, sich in sein Kämmerlein einzuschließen, sondern noch eine andere Zurückgezogenheit, eine strenge und heilige Einsamkeit, die er

in der Tiefe seines Innern findet. Es gefällt ihm, in sich selbst zu leben, die verborgensten Falten seines moralischen Wesens zu erforschen; und welchen unerschöpflichen Schatz von hohen Gedanken findet er da! Der Geist des Menschen ist wie der Boden unsrer Erde: was er Köstlichstes enthält, liegt nicht auf der Oberfläche. Wollt Ihr reiche Metalladern entdecken, so müßt Ihr in die Tiefe hinabsteigen: je tiefer Ihr dringet, desto ergiebiger ist die Mine, desto reiner das Gold.

Versuchet es aber einmal, diese Einsamkeit in dem innersten Wesen, dieses gründliche Erforschen seiner selbst, einem ungläubigen, in seinen Sitten ungeregelten Schriftsteller als Pflicht aufzuerlegen! Er wird Euch nicht hören; er fürchtet sich, sich kennen zu lernen; er ist klug genug, Mittel zu ersinnen, nicht sich nahe zu kommen; nein, sich zu entfliehen. Mögen auch seine Schriften darum weniger wahr, weniger neu erscheinen, er wird sich doch eher dazu entschließen, als sich von Angesicht zu Angesicht zu betrachten. Sein Bild ist ihm mehr zuwider, als sein Schriftstellerruhm ihm gilt. Nur der Christ, der mit seinem Gewissen einig geworden, weil er mit Gott einig ist, sammelt sich, erforscht sich, und schöpft aus seiner Seele Reichthümer, welche

die höchste, immer nur nach Außen lebende Intelligenz nie entdeckt haben würde.

Und nun wird er auch noch Etwas gewinnen, das Nichts in der Schriftsteller-Laufbahn ihm ersetzen kann: Zeit. Sie ist die zweite Bedingung für ein Geisteswerk; Einige sogar haben sie für die erste gehalten. Alles, was in den Erzeugnissen des Geistes, wie in denen der physischen Welt, schnell reift, stirbt auch schnell; und, durch eine entgegengesetzte Wirkung desselben Gesetzes, Alles, was langsam wächst, geht auch langsam zu Ende.

Der fromme Schriftsteller also gewinnt Zeit, und viel Zeit, durch seine Frömmigkeit selbst. Nicht die geringste Lust empfindet er mehr, sich durch nichtige Ergötzlichkeiten zu zerstreuen; er fühlt die dringende Verpflichtung, die Stunden der Muße wohl anzuwenden, dergestalt, daß er zu gleicher Zeit mehr Stunden zur Arbeit behält, und daß jede dieser Stunden besser ausgefüllt wird. Diesen doppelten, für Schriftsteller so kostbaren Vortheil, wie könnte man ihn wohl durch ein anderes Mittel erlangen? Wird die Leidenschaft des Ruhmes, so mächtig sie auch immer sein mag, wenigstens auf die Dauer jemals gleiche Resultate erzeugen?

Oft hab' ich mich gefragt, durch welche Zauberei

die Schriftsteller unsers Jahrhunderts, welche die beste Zeit in Abendgesellschaften oder in den Theater-Foyers zubringen; welche die ihnen zugezählten Stunden den thörichtsten Leidenschaften opfern und nur Stunden der Muße für sich behalten, in denen sie von den Ausschweifungen des vorhergegangenen Abends müde und matt sind; wie diese Leute, sage ich, es anfangen, so schnell hinter einander Band auf Band erscheinen zu lassen? Als ich Das so in der Ferne beobachtete, stand mir der Verstand still; als ich es aber näher untersuchte und die Schriften dieser Verfasser las, machte mein Erstaunen einem ganz andern Gefühle Platz. O ihr Tage emsiger Studien eines Corneille, eines Pascal, wo seid ihr geblieben?

Wir können versichert sein, daß unser junger Autor nicht mit solcher unsinnigen Hast arbeiten wird. Bis spät in die Nacht wird er an seinem Schreibtisch sitzen, eine Art und Weise, von der die Tradition mit dem religiösen Glauben unter uns verloren gegangen ist; lange wird er sein Werk zurückhalten und es immer mehr und mehr reifen lassen, ehe er es der Oeffentlichkeit übergiebt. Gehen ihm überlegene Talente ab, so wird er dafür eine Geduld beweisen, die auch ein bescheidenes Talent

zu erheben vermag, eine Geduld, welche Buffon nicht vom Genie getrennt wissen will.

Wir wollen nicht tiefer in diese Einzelheiten eingehen: man könnte sich dabei müde schreiben, ohne daß es gelänge, sie zu erschöpfen. Um indessen dies Gemälde zu beenden, wollen wir uns zwei Schriftsteller denken, Beide von gleichen natürlichen Anlagen; Beide haben denselben Studien obgelegen, haben auf denselben Erfolg Anspruch; mit Einem Wort: Beide stehen in einer jeden Hinsicht auf derselben Linie: der Eine aber ist ein Christ, der Andere ungläubig. Wer von Beiden wird den Sieg davontragen? Diese Frage lege ich vertrauensvoll allen meinen Lesern vor, Euch sowohl, die Ihr vom Glauben nichts mehr wissen wollt, als auch Euch, die Ihr noch gläubig seid. Ueberleget einmal einen Augenblick und seid ehrlich: welcher von diesen beiden Männern wird der solideste Denker, der beste Schriftsteller sein?

Der Eine hat Ueberzeugungen; der Andere keine. Der Eine macht einen weisen Gebrauch von seinen geistigen und moralischen Fähigkeiten; dem Andern ist es nur darum zu thun, sie zu verfälschen und zu zerrütten. Jener kennt sein Talent, weil er sich selbst kennt; Dieser weiß eben so wenig, was er

unternehmen kann, als er weiß, was er ist. Der Erste sucht nach dem literarischen Guten und Schönen, ehe er sich um den materiellen Lohn für sein Werk bekümmert; der Zweite kennt diese Uneigennützigkeit nicht, kann sie seiner verschwenderischen Lebensweise wegen nicht kennen: gar oft sieht man, wie er alle Regeln des Anstandes und des Geschmacks einer arithmetischen Regel unterordnet. Der christliche Schriftsteller genießt langer, friedlicher, ernster Tage; dem andern stehen nur Augenblicke zu Gebote, die im Voraus schon durch die Verirrungen seiner Einbildungskraft und durch seinen ungeregelten Wandel verbraucht sind: für seine literarischen Arbeiten bleiben ihm nur fieberhafte Stunden übrig, und was aus ihnen hervorgeht, wird fieberhaft, wie sie.

Noch einmal: richtet und sprechet das Urtheil, welches übrigens Eure religiösen Ansichten sein mögen, Ihr Alle, die Ihr, wär' es auch nur ein wenig, verständig und redlich seid! Ist es nicht erwiesen, daß der erste dieser beiden Schriftsteller stufenweis seine Höhe erreicht, während der zweite immer mehr und mehr unter sich selbst sinkt, bis er endlich ganz zu Grunde geht? Ihr wollt Beispiele? Der Eine dieser Autoren hieß Fénélon,

Racine: der Andere, mit demselben erhabenen natürlichen Talent, ja, vielleicht noch in einem höhern Grade, heißt .... Doch wozu Namen nennen? Fallen sie Euch nicht bei? Habt Ihr sie nicht schon genannt? Wir wollen vielmehr sagen, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Schriftstellern genau derselbe ist, welcher zwischen dem Jahrhundert Ludwig's XIV. und dem unsrigen Statt findet. Wir haben der ausgezeichneten Geister nicht weniger; aber diese ausgezeichneten Geister gehören dem Christenthum nicht mehr an.

Verfolge demnach Deinen Lauf, junger Mann! Immer schreite vor, Du hast das gute Theil erwählt für Dein literarisches Leben eben so wohl, als für das Leben Deiner Seele. Gehorche dem Dir inwohnenden Geiste; neue Quellen in den Wissenschaften und in der Poesie wird er Dir eröffnen; an der Hand wird er Dich leiten, wie ein Vater sein Kind, zu Allem was groß und edel ist. Wenn Deine frühern Freunde, indem sie Deine jetzigen Erzeugnisse mit den vorhergehenden vergleichen, es versuchen, Dich mit Spottreden zu überhäufen: kehre Dich nicht daran. Solch leerer Spott darf Dich nicht berühren oder Dich stören in Deiner erhabenen und heitern Zurückgezogenheit, wo Du in der Ge-

meinschaft Deines Gottes und Deines Heilandes lebst. Fürchte nichts, erfülle treu Deine Bestimmung, ohne auf die Welt zu achten, es wäre denn, um ihre Wunden zu untersuchen, um ihr Schmerzensgeschrei zu vernehmen und um sie zu trösten. Dieser ehrenvolle Auftrag, diese heilige Pflicht wird Dich aufrecht erhalten und Deinen Muth stählen.

Ja, ständest Du allein, diesen Millionen Menschen gegenüber, welche Allem, was wahr und gut ist, so viele Hindernisse, soviel Mißtrauen entgegensetzen, dann freilich könntest Du erbeben und fragen: Wo ist meine Stärke? Aber Du stehst nicht allein: Gott, Gott selbst kämpft für die Sache der Wahrheit und der Tugend. Mit Ihm, unter Seinem Banner, kann da der Sieg zweifelhaft sein? Er kann auf sich warten lassen, weil Gott, der nicht vergeht, manchmal lange Jahrhunderte vergehen läßt, ehe er Seinen Plan ausführt; aber kommen wird der Sieg zuversichtlich. Dieser Gedanke begleite Dich während des Kampfes! Sei nur getreu, so wirst Du stark sein; sei Gott ergeben, dann ist Deine Arbeit nicht verloren. Für die Andern wird sie es nicht sein, wie wäre sie es für Dich? Und wenn Du einst, ein Greis, Einen Fuß schon im Grabe, hinter Dich schauest, dann wird eine reine Freude

Deine Seele überströmen; Deinen Zeitgenossen wirst Du ein edles Beispiel hinterlassen, und Dein Name wird verzeichnet werden nicht nur in den Jahrbüchern des menschlichen Ruhmes, wo er doch früher oder später in Vergessenheit gerathen muß, sondern auch im Buche des Lebens, wo er nie ausgelöscht werden kann.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung. — Von den Verhältnissen des Christenthums zu den verschiedenen Zweigen der Literatur.

Aus dem vorhergehenden Kapitel erhellt, daß der Schriftsteller nur in so fern sich ändern kann, als der Mensch anders wird. Das muß man wohl in das Auge fassen; die Täuschung wäre hier leicht und der Irrthum bitter. Mancher Autor würde in seinen Büchern mit der Religion sich brüsten wollen, wenn er nicht gezwungen wäre, sie auch im Herzen zu tragen; und die Wohlthat der christlichen Ideen mit dem Gewinn verbinden, der ihm aus dem Unglauben erwächst. Nichts aber wäre falscher und zu gleicher Zeit gefährlicher.

Der Schriftsteller — das darf man nicht vergessen — ist enge mit dem Menschen verbunden; er hängt von ihm ab, wie die Wirkung von ihrer Ursache, wie die Schlußfolge von ihrem Vordersatz.

Will man das Eine vom Andern trennen, will man einen religiösen und moralischen Schriftsteller bilden, indem man den Menschen läßt, wie er ist, ohne Gottesfurcht, ohne Moral, so will man eine Unmöglichkeit. Man muß entweder Alles nehmen, oder Alles lassen.

Einige Autoren haben versucht, besonders zu Anfang der Restauration, viel Rühmens von dem Christenthum zu machen, da es ihnen doch an christlichem Glauben und an Glaubenswerken fehlte. Das war ein für ihren Ehrgeiz berechnetes Kunststück, eine Laune, eine Mode, ein vorübergehender Enthusiasmus, und was noch Alles; nur war es für sie keine Gewissenssache; und was das Resultat? Nicht nur Folgen, durch welche diese Autoren sich lächerlich machten, denn Das sollte uns eben nicht viel kümmern, sondern Folgen, die der Religion Unheil brachten.

Zuerst: da diese unberufenen Vertheidiger des Evangeliums dasselbe nie gehörig studirt hatten, gaben sie unter seinem Namen alle ihre mystischen, symbolischen, poetischen, politischen, industriellen Träumereien zum Besten, und der große Haufe, der davon nicht mehr verstand, als sie, glaubte ihnen auf's Wort. Daher unzählige Irrthümer, ungeheure Ab-

geschmacktheiten. Ja, man ging so weit, daß man sich für einen Christen hielt, wenn man irgend ein gesellschaftliches Organisations-System oder irgend eine Theorie für die Architectur angenommen hatte. Besser, so scheint es mir, wäre ein reiner und frei ausgesprochener Unglaube gewesen, als diese lächerlichen Parodieen der evangelischen Lehre: immer war es doch Eine Lüge weniger.

Zweitens: durch eine andere Wirkung derselben Ursache wußten unsere so genannten religiösen Schriftsteller nie das gehörige Maaß zu beobachten. Bald räumten sie den Menschen soviel ein, daß die unredlichsten über ihr Seelenheil ganz unbesorgt sein konnten; bald wieder verfielen sie in so große Uebertreibungen, daß sie das ganze Menschengeschlecht dazu verurtheilten, ein Trappisten-Leben zu führen. Der von seinem Gott getrennte Mensch, sagte Deutschlands Reformator in einem derben, aber kräftigen Gleichniß, ist wie ein trunkner Bauer auf seinem Pferde; er kann sich darauf nicht gerade halten: richtet man ihn auf der Einen Seite auf, so fällt er auf der andern wieder herunter.

Endlich: diese für die gute Sache in ihren Schriften so eifrigen Männer waren von einer Frömmigkeit, die ihnen schöne Redensarten eingab, ohne ihnen

irgend ein gutes Werk zu gebieten. Einigen sogar mangelte es an jener alltäglichen Ehrbarkeit, welche die Ungläubigen aus Egoismus hochhalten; und wie viele traurige Commentare haben aus solchem offnen und schaamlosen Widerspruch an's Licht kommen müssen!

Wer sind diese Apostel der religiösen Reaktion, fragte man, die sich dem Publikum in dem prunkenden Schmuck der Frömmigkeit darstellen? Sind sie besser, als wir? Ueben sie die heiligen Pflichten der Liebe, der Mäßigung, der Demuth? Keinesweges! Dieser hier ist ein Erz-Ränkeschmied: er befleckt sich mit allen Niederträchtigkeiten einer höllischen Politik. Jener steht im Solde eines verrufenen Weibes und hat seinen Wohnsitz im Foyer der niedrigsten Boulevard-Theater. Ein Anderer wieder nimmt, wo er kriegen kann; er hat sich der religiösen Partei verkauft, weil diese bei dem Verkaufe das höchste Gebot that, und seine andächtigen Bücher haben ihm bereits einige tausend Livres jährlicher Renten eingebracht, die er, wie die übrigen Sterblichen, verthut. Das also ist Religion! Und doch sagt man uns, daß wir verloren gehen, wenn wir keine Christen sind!

Auf diese Weise trägt das Christenthum die

Schuld aller Ausschweifungen seiner unwürdigen Lobredner; und man verdammt es für Handlungen, welche es selbst strenger verdammt, als seine Richter! Eine unerträgliche Stellung, die es aber nicht anerkennt, nicht anerkennen darf. Seid doch frei und offen, was Ihr seid, Ihr, die Ihr der Religion den Stab brechet, ohne an sie zu glauben, ohne ihr zu gehorchen! Verläumdet das Evangelium nicht länger durch Schutzreden, die Euer Leben Lügen straft! Das ist der einzige Dienst, welchen Ihr ihm leisten könnt, bis Euer Herz christlich wird, wenn dies je geschehen sollte.

Es würde mir keinesweges schmeichelhaft sein, wenn einer unsrer Mode-Schriftsteller, nachdem er diesen Zuruf gelesen, sich plötzlich beikommen ließe, den Kopf noch schwer von einem Bachusfeste, für die biblische Offenbarung mit mir eine Lanze zu brechen. Wir haben ohnehin Heuchelei genug; und die Religion, weit entfernt, die Zahl der Scheinheiligen vermehren zu wollen, würde sich sehr glücklich preisen können, deren sich zu entledigen, welche die Politik und die Philanthropie ihr läßt.

Nur wenn Ihr selbst neue Menschen werdet, kann die französische Literatur sich erneuen. Wie solltet Ihr wohl feste Ueberzeugungen, gemeinsame

Ueberzeugungen haben mit einem bloßen religiösen Scheinglauben? Und was könnten Heuchler bewirken, um unsrer Literatur einen hohen und heilsamen Einfluß zu verschaffen? Der Betrug trägt nur Früchte, die ihm gleichen.

Wenn nun aber unsere Schriftsteller aufrichtige, strenge Christen wären, würden sie dabei nicht eines großen Theiles ihrer Freiheit verlustig gehn? Würden sie da nicht wie in einem engen Gefängnisse sitzen, von dem aus sie nur eine einzige Seite der menschlichen Angelegenheiten beobachten könnten? Und sähen sie auch Alles, würden sie Alles zu sagen wagen? Würden sie es da noch wagen, den Menschen, die Gesellschaft, das Leben von allen ihren Seiten darzustellen?

Ganz gewiß! Sie würden die Freiheit haben, Alles zu sehn und Alles zu sagen; aber auf eine andere Weise würden sie es sehn und sagen. Der Fehler liegt nicht darin, das Böse zu malen; sondern darin, ihm verführerische, treulose Farben zu leihen. In der Bibel lesen wir von vielen verderbten Menschen; sie liefert von ihrer Verderbtheit ein gräßlicheres Gemälde, als profane Schriftsteller es gethan haben würden, weil dies Gemälde treuer ist; sie erzählt uns viele abscheuliche und entsetzliche Ereignisse; die

die ganze Menschheit, mit einem Wort, stellt sich in der Bibel unter allen ihren so verschiedenartigen Standpunkten dar; es nennen aber die heiligen Schriftsteller jedes Ding und jeden Menschen bei seinem wahren Namen. Mögen das unsere Schriftsteller auch thun; dann wird das Gemälde des Bösen uuter ihrer Feder eben so lehrreich sein, als das des Guten.

Untersuchet die vorzüglichsten Zweige der Literatur, einen nach dem andern, und Ihr werdet zu dem Schlusse gelangen, daß der christliche Glaube, weit entfernt dem vorschreitenden Geiste neue Schranken entgegen zu stellen, ihm im Gegentheil ein mächtiges Hülfsmittel sein, ihm überall einen ausgedehnten Wirkungskreis eröffnen würde.

Das prächtigste Werk des menschlichen Geistes ist ein großes National-Epos; in einem Zeitraum von dreißig Jahrhunderten hat man deren nur sechs oder sieben gezählt. Alle diese Epopeen waren von der Religion eingegeben; und fehlt es unserm Frankreich an der seinigen, so kommt es daher, daß der Versuch dazu nur beim Beginn einer Unglaubens-Epoche gemacht ward. Dichter-Talent mangelte Voltaire nicht, aber der religiöse Glaube, welcher das Heldengedicht erzeugt. Darum wird auch die

Henriade kaum von wissenschaftlich Gebildeten gelesen, da doch Griechenland während einer langen Reihe von Generationen Homer's Dichtungen sang, und Italien noch heutigen Tages in seinen tiefen Thälern und auf seinen Gewässern Tasso's Gedichte erschallen läßt.

Im Epos muß sich der Himmel mit der Erde vereinigen, Gottes That mit der der Menschen. Hierdurch strahlt die Dichtung aus, was es in der Physiognomie eines Menschen, oder noch besser gesagt, in der Physiognomie der Menschheit, Wahrstes, Tiefstes, Dauerndstes giebt; denn wenn auch die äußern Formen durch Zeit uud Ort sich verändern, so bleiben doch die wesentlichen Züge der Menschheit immer dieselben. Hierdurch ferner wird die Epopee populär. Weder Geist, noch Geschmack können der großen Masse das religiöse Element ersetzen; und findet sie dieses nicht in einem Heldengedicht, dann bleibt es ihrem Gedächtniß auch nicht lange gegenwärtig.

Die lyrische Poesie kann zwar der Religion entbehren, aber ohne sie nicht ihre ganze Kraft, ihre ganze Majestät entfalten. Nehmet ihr die religiösen Leiden und Freuden, die Vorstellung von der göttlichen Regierung in allen menschlichen Angelegen=

heiten, die Betrachtung des Unendlichen, die Hoffnung einer ewigen Zukunft — was bleibt ihr da? Lieder der Wollust, der Freiheit, der Tapferkeit, des Vaterlandes. Das Feld ist freilich noch groß; aber der wahre lyrische Dichter muß sich darauf doch beengt fühlen: mit seinen Adlerflügeln stößt er immer gegen die Grenzen der materiellen Welt. Und Dies ist so ausgemacht, daß unsere berühmtesten Lyriker, in Ermangelung der alten Religion, an die sie nicht mehr glaubten, eine ideale Religion sich ersinnen mußten. Als Béranger zu schwer in dem Kreise athmete, in der er sich eingeschlossen hatte, versuchte er es in seinen letzten Liedern, sich aus den Träumereien der Humanitarier eine Religion zu erbauen. Als Byron den Gott des Evangeliums verlassen hatte, machte er sich aus dem Geschick einen Gott; und da ihm die himmlischen Hoffnungen nicht mehr zu Gebote standen, so sang er die Verzweiflung, die ihm auch etwas Unendliches bot.

Von der Poesie zum Roman ist nur Ein Schritt. Der Roman ist die Geschichte der Familie, wie das Christenthum sie gestaltete, indem es das Weib und den Sclaven emanzipirte; in seiner wahren Bedeutung existirt er nur bei christlichen Völkern. Daraus läßt sich freilich nicht schließen, daß die Roman-

schreiber selbst Christen sein müssen. Die Erfahrung würde diese Behauptung Lügen strafen. Wenn auch die Verfasser des Robinson Crusoe und der Clarissa Harlowe Gottesfurcht hatten, so findet sich doch davon eben nicht viel bei denen des Gil Blas, des Tom Jones und der neuen Heloise. Was wir aber behaupten, ist, daß ein christlicher Romanschreiber weit treuer und gründlicher das Leben eines Einzelnen und einer Familie schildern würde, als jeder andere; sein Blick würde tiefer in die Seelen dringen; er würde die Triebfedern und die Ursachen der Leidenschaften besser unterscheiden; er könnte Alles beobachten, Alles beurtheilen, ohne nichtswürdige Gefälligkeit und ohne übertriebene Strenge. Lesage hätte seinem Buche manch interessantes Kapitel hinzufügen können, hätte er mehr Religion gehabt, und Leute von Geschmack würden ihm nicht den Vorwurf machen, nur nichtswürdige Schurken gezeichnet zu haben. Dann ist es auch wohl ein beachtenswerthes Zeichen, daß der beste Romanschreiber unsers Jahrhunderts *) im frommen Schottland erzogen ward und daß er die Bibel genauer kannte, als viele Theologen.

*) Walter Scott. A. d. H.

Man ist in einem großen Irrthum, wenn man meint, die christliche Moral verwerfe alle Romane ohne Ausnahme. Viele verdammt sie, nicht darum, weil es Romane, sondern darum, weil es schlechte Romane sind: die guten billigt sie ohne die geringste Schwierigkeit. Hat wohl je ein frommer Mensch die „Abenteuer des Telemach" verdammt? Seid nur zuerst Jünger Christi, dann könnt Ihr es immerhin versuchen, Romane zu schreiben! Dann habt Ihr eine Leuchte in dem Labyrinth der Familien-Freuden und Leiden; dann habt Ihr eine sichere Richtschnur, um das Gute vom Bösen zu scheiden, dann könnt Ihr das Laster mit Energie verwerfen, wie es auch sich verstellen möge, um Euch zu entgehen; dann werdet Ihr uns die Irrthümer und die Gewissensbisse des Bösen, den Trost des Gerechten, die Wohlthaten der Vorsehung vorerzählen, und das Jahrhundert wird, indem es Euch lieset, lernen, besser zu werden. Welche hohe Aufgabe für Den, der sie zu lösen unternimmt, und dabei beharrlich ist!

Die Geschichte würde nicht weniger, als der Roman, bei dem Wiedererwachen des religiösen Glaubens unter den Schriftstellern gewinnen. Sie gewönne einen sicherern Gang, einen würdigern Ton,

eine erhabenere und richtigere Auffassung der Ereignisse, die der Welt ein anderes Ansehn gegeben haben. Allenthalben würde sie darin jene beiden Einflüsse entdecken, welche, in Zusammenhang zu bringen, dem Philosophen etwas Unerklärliches, dem Christen jedoch nichts Wunderbares ist, da er diesen Zusammenhang in den Ereignissen seines eigenen Lebens unaufhörlich wiederfindet: das Eintreten der Freiheit des Menschen, welche ihm selbst nur bei der Ausführung seines Vorhabens zu gehorchen scheint, und Gottes unumschränkte Gewalt, welche jeden Willen der Einzelnen zur Vollziehung eines Planes beitragen läßt, den Er, noch ehe die Welt war, entwarf.

Ein frommer Geschichtschreiber ist im Stande, zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen. Man hat nicht nöthig, zu fürchten, er entstelle oder drehe Thatsachen, um sie einem engen System unterzuordnen; er studirt sie gewissenhaft und stellt sie so dar, wie sie sind. Zu gleicher Zeit beurtheilt er sie nach einem unwandelbaren Gesetze. Seine Unparteilichkeit artet nicht in eine kalte, stoïsche Gleichgültigkeit aus, die ohne alle Gemüthsbewegung eben so gut die verbrecherischsten Handlungen, wie die hochherzigsten Thaten erzählt, und nur darauf bedacht ist,

ein eitles Kunsttalent zu entfalten. Das Verbrechen empört ihn: vor der Tugend beugt er sich mit Ehrfurcht. Bei dem Unglück der unterdrückten Unschuld, bei den letzten Zuckungen eines durch grausame Eroberer hingewürgten Volkes, weiß er edelmüthige Thränen zu vergießen; und dabei richtet er immer den Blick nach Oben, um uns den Gott zu zeigen, der in Seiner allmächtigen Hand die Geschicke der Nationen hält und sie regieret, wie es Ihm gefällt. Welche großen Lehren schöpft er aus den Jahrbüchern untergegangener Reiche, und mit welcher Treue, mit welchem Muthe läßt er uns jene feierliche Stimme vernehmen, die aus den Trümmern der Vergangenheit hervortönt, als wenn die Väter aus ihren Gräbern erständen, um ihre Kinder zu unterweisen!

Alle diese Bemerkungen lassen sich auf jede Art von Literatur anwenden, und man kann sich bald überzeugen, daß es keine einzige giebt, in welcher der christliche Schriftsteller nicht feste Grundsätze und Regeln aufstellen könnte, die aus seinem religiösen Glauben fließen. Den Gesetzen des Geschmacks scheint der Glaube fremd, und dennoch ist er dazu behülflich, sie festzustellen und sie zu bewahren; denn der Geschmack ist nichts anders, als das Gefühl des

Guten und des Schönen, und dieses Gefühl steht mit dem religiösen und moralischen Glauben in dem innigsten Verhältnisse. So scheint auch der Glaube den Eigenschaften, welche einen guten Styl erzeugen, nicht weniger fremd; wenn aber, nach Buffon's Erklärung, der Styl der Mensch selbst ist, so wird es klar, daß je mehr der Mensch ernst, nachdenkend und tugendhaft ist, je fester, gehaltvoller und wahrer sein Styl seyn wird.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß man, um ein guter Schriftsteller zu werden, nur ein guter Christ zu sein brauche. Es giebt Menschen, die durch ihren Glauben, und die ihnen durch denselben eingeflößten Werke der Hingebung, als ausgezeichnet dastehn, die aber dessen ungeachtet sehr mittelmäßige Schriftsteller sein würden, wenn sie es sich beikommen ließen, literarische Ansprüche zu machen. Es würde vielleicht sogar eine brünstige und thätige Frömmigkeit mitunter sehr schwer mit der kleinlichen Sorgfalt der Form zu vereinbaren sein. Nichts desto weniger ist es unbestreitbar, daß Der, bei dem der Glaube mit dem natürlichen Talent des Schriftstellers sich vereinigt, viel weiter und höher steigt, als er ohne diese zuerst genannte, zum Erfolg nöthige Bedingung gekommen wäre. Er wird ein

besserer Poet, ein besserer Historiker, ein besserer Romanschreiber, ein besserer Kritiker, ein besserer Schriftsteller sein. Wir haben die Beweise geliefert; und wollte man das Recht in Anspruch nehmen, diese Beweise zu verwerfen, so müßte man ihnen noch kräftigere entgegenstellen. Schneidende Behauptungen und Stachelwitz sind bei solchen Entscheidungen von keinem Werthe.

Von dem Streite zwischen den Klassikern und den Romantikern haben wir nicht gesprochen. Die Wahrheit ist (beschuldigt man uns der Unwissenheit, so lassen wir uns Das recht gern gefallen), daß wir den wahren Streitpunkt nie haben auffassen können. Verweigern die verständigen Klassiker, in einem weisen Maaße Neuerungen zu gestatten? Gestehen die vernünftigen Romantiker nicht, daß das literarische Schöne Gesetzen unterworfen ist, die man nicht ungestraft übertreten könne? Ein wenig gesunder Menschenverstand und Ueberlegung bringt sie so nahe zusammen, daß man nicht mehr weiß, worin sie verschieden sind. Was aber die tollen Köpfe auf beiden Seiten anlangt, so sind sie weder Klassiker, noch Romantiker, sondern reine Narren. Wir wollen also keine Asche in diesen alten Zank blasen: Das würde uns nur die Augen verdunkeln.

Damit wollen wir uns begnügen, hinzuzufügen, daß das Christenthum die Eine Hand den Klassikern reicht, indem es die heiligen Traditionen der Literatur bestätigt, die andere Hand aber den Romantikern, indem es sie die innersten Geheimnisse des Menschen und der Gesellschaft besser kennen lehrt.

Aber ein aus wahrhaften Christen bestehendes Volk, könnte es noch literarische Bedürfnisse fühlen? Sollte nicht der beständige Gedanke an die Seligkeit jenes Lebens es alles Das vergessen lassen, was das irdische Leben verschönern kann? Das glauben wir nicht. Ein aus wahrhaften Christen bestehendes Volk würde nur die leichtfertige, den Sitten gefährliche Literatur von sich weisen; die ernste Literatur würde es behalten und sie mit Eifer pflegen, weil sie ihm ein neues und kräftiges Mittel zur geistigen und moralischen Entwickelung darbietet, die doch der Endzweck aller seiner Anstrengungen ist. Waren die großen Männer im Jahrhundert Ludwigs XIV. darum weniger gute Literatoren, weil die Gefühle der Frömmigkeit sie beseelten? Und was man bei ihnen wahrgenommen hat, sollte sich das nicht auch bei der Masse einer Nation kundgeben, wenn sie christlich würde?

Jetzt wollen wir annehmen, daß die Könige unsrer literarischen Welt das Dogma des Evangeliums frei und offen in ihren Handlungen und in ihren Schriften bekennten. Wir wollen annehmen, daß eine große Anzahl der jetzt lebenden Autoren denselben Weg betreten sollte, nicht aus Nachahmungssucht, was doch nur Heuchelei sein würde, sondern aus Ueberzeugung. Wir wollen endlich annehmen, daß in der literarischen Republik von allen Seiten ein christliches Leben erwachte: was würde die Folge sein?

Sogleich fände die Französische Literatur die Prinzipien der Vereinigung, der Kraft und der Dauer wieder. Die Schriftstellrr würden mit der Wahrheit, welche alle andere Wahrheiten erzeugt, die gemeinsamen Ideen wieder aufnehmen. Sie näherten sich, sie verständen sich gegenseitig durch die alleinige Kraft ihres religiösen Glaubens. Ihre Vergesellschaftung gründete sich nicht mehr auf ein rein materielles Interesse, wie die, welche sie neuerdings zu Stande gebracht haben, und welche, abgesehen von allem Uebrigen, hinreichen würde, von dem tiefen Fall der Literatur Zeugniß abzulegen. Dies aber wäre eine aus sich selbst, ohne vorherige Mitthei-

lungen, ohne geschriebene Statuten, einzig und allein durch Uebereinstimmung in Gedanken und Grundsätzen hervorgegangene Gesellschaft. Die Schriftsteller lernten, die Einen durch die Andern, sich vervollkommnen; alle hätten nur Eine Fahne, nur Einen Zweck, und jeder verfolgte ihn in der ihm eigenthümlichen Richtung, mit dem ihm eigenthümlichen Talent. So erschiene die Einheit wieder in der Verschiedenheit, und Das, was es in den verschiedenen Geistern Individuelles giebt, erhielte eine unermeßliche Kraft aus Dem, was in den Ueberzeugungen Allgemeines vorhanden ist.

Und das Ziel, dem diese Männer des Glaubens und der Einsicht gemeinschaftlich entgegenstrebten, sollten wir es wohl noch näher bezeichnen dürfen? Könnten sie sich ein anderes gesteckt haben, als die Vervollkommnung und das Glück des menschlichen Geschlechts? Daran würden sie arbeiten, ihre Mitmenschen glücklicher zu machen, indem sie sie spornten, ihre Pflicht zu lieben und zu üben, ihre Pflicht, diese einzige Quelle alles wahrhaften Genusses. Den Ernst ihrer Lehren würden sie mildern durch den Reiz ihrer Worte; und das Volk, dies große Kind, da es die Beredtsamkeit und die Poesie, einem süßen

Honig gleich, am Rande des Gefäßes fände, schlürfte gern den heilenden Trank.

Europa, so von Weitem diese Wiedergeburt unserer Literatur betrachtend, würde den Genius Frankreichs erkennen, und ihn mit einem glorreichen Freudengeschrei begrüßen. Es würde jene ewige Weisheit anstaunen, welche aus dem Schooße eines Landes, in welchem noch vor Kurzem so viele gottlose Stimmen sich hören ließen, kräftige Apostel der Wahrheit hervorgehen läßt: eine heilige Sühne, an der wir noch nie verzweifelten! Durch solche Erscheinungen pflegt sich der Gott der Liebe unsrer Erde zu offenbaren, wann er sie aus ihrem Schlafe wecken, sie wieder zu sich führen will.

Und was wird erfordert, um die Französische Literatur wieder auf ihren hohen Standpunkt zurückzuführen? Männer von Talent? Sie fehlen nicht. Günstige Umstände? Sie sind vorhanden. Stoff, der es werth ist, Frankreichs und Europa's Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Es ist mehr da, als eine ganze Generation Prosaisten und Poeten verarbeiten könnte. Nun, was bedarf es denn noch? Christlicher Schriftsteller. Zündet die Fackel des Evangeliums wieder an, und Alles er-

hebt sich, erblühet wieder; überall erzeugt sich Licht und Leben: geschieht es nicht, so tappen unsere Schriftsteller in immer größerer Finsterniß umher, und laufen, verirrten Wanderern gleich, gegen einander, um nichts als Trümmer zu hinterlassen, welche die Nachwelt verächtlich mit Füßen tritt!

Zehntes Kapitel.

Können die Schriftsteller nicht wieder Christen werden? — Gespräch mit dem Leser. — Schluß.

Die Freunde des Evangeliums stoßen beständig auf den Einwurf: Ihr verlanget etwas Unmögliches!

Versuchen sie es, ihr Wort an die Männer der Politik zu richten, ihnen zu zeigen, daß der christliche Glaube die bösen Leidenschaften unterdrücken, die Freiheit auf einen festen Grund stellen, die großen socialen Kräfte nach einem gemeinsamen Ziele lenken und uns unbescholtene, dem allgemeinen Wohl ergebene Bürger geben würde; dann antworten die Männer der Politik: Ihr habt vielleicht Recht; aber das Erwachen des christlichen Glaubens ist in Frankreich ein Ding der Unmöglichkeit!

Wenden sie sich an die Vorsteher industrieller Einrichtungen, um ihnen klar zu machen, wie das in die Herzen aufgenommene und im Leben geübte Evangelium die Arbeiter vorsichtiger und moralischer

machen, den größten Theil der Ursachen der Armuth zerstören, die Zahl der Verbrechen mindern und die Vorgesetzten mit deren Untergebenen in gegenseitig nützliche Gemeinschaft bringen würde; so antworten die Männer der Industrie: Eure Beweisgründe sind vielleicht gut; aber die Herstellnng des Evangeliums in den Herzen und im Leben ist ein Ding der Unmöglichkeit!

So alle Uebrigen. Und ich bin im Voraus überzeugt, daß mehr als Ein Schriftsteller, indem er diesen „Zuruf" liest, zu sich selbst gesagt haben wird: Es ist ausgemacht, das Christenthum würde unsere Literatur wieder in die Höhe bringen, es würde in ihr die Einheit, die Moralität, die Würde, kurz, alles Das herstellen, was ihr den alten Ruhm und die alte Macht wiedergeben könnte; aber vor Allem müßten da die Schriftsteller aufrichtige, consequente Christen sein, und Das ist ein Ding der Unmöglichkeit!

Sobald diese Antwort gegeben ist, gehen die Männer der Politik, der Industrie, der Literatur, ohne nun weiter darüber nachzudenken, wieder ruhig an ihre Arbeit. Die zuerst Genannten vermehren die Anzahl der Polizeibeamten und der Gensdarmen, um durch die äußere Gewalt dem Geiste des Unge-

horsams und der Unordnung entgegen zu treten. Die Zweiten verfassen neue Statuten, in denen sie sich besonders damit beschäftigen, wie wohl die Produktionskosten vermindert werden können, ohne im Geringsten den moralischen Zustand der Arbeiter zu beachten. Die Letzten endlich schreiben so schnell als möglich Bücher, welche für die Literatur eine Schande sind, tragen die Manuscripte zu dem Verleger, der sie ihnen am Besten bezahlt, und damit ist die Sache abgemacht.

Ob man aber wohl weiß, was jener Einwurf, den man uns so leichtsinnig und verächtlich entgegensetzt, eigentlich sagen will? Ob man wohl weiß, daß, wenn die Rückkehr zum Evangelium in Frankreich wirklich so unmöglich wäre, wie man es vorgiebt, Dies das schrecklichste Unglück sein würde, das je eine Nation getroffen hat? Ob man wohl weiß, daß, indem man solche Worte ausspricht, man gegen sein Vaterland, gegen vier und dreißig Millionen Menschen, zu gleicher Zeit das Urtheil der Geringschätzung und der Sclaverei, das Todesurtheil ausspricht?

Ich kann die Menschen nicht begreifen, welche die großen Wohlthaten, die wir vom Christenthum zu erwarten haben, anerkennen, und doch so kalt-

sinnig erklären, seine Rückkehr sei ein Ding der Unmöglichkeit. Böten sie uns noch etwas an seine Stelle! Aber sie haben nichts uns darzubieten; die Leere bleibt leer; der Abgrund schließt sich nicht; er erweitert sich; unsre Gesetze, unsre Sitten, unsre Literatur, unsre nationale Unabhängkeit, Alles droht, in einer mehr oder weniger nahen Zukunft, in diesen Abgrund zu stürzen; und, als wär' es das einfachste und gleichgültigste Ding von der Welt, man sagt uns: Das Rettungsmittel, welches Ihr angebet, ist unfehlbar, aber nicht anzuwenden!

Was mich betrifft, so behüte mich Gott, daß ich diese schreckliche Unmöglichkeit annehme! Nur dann könnte sie Statt haben, wenn Gott Frankreich verflucht hätte; dann freilich wäre dort das Erwachen des christlichen Glaubens unmöglich, und uns bliebe nichts weiter übrig, als dem tödtenden Schlage des Unglaubens zu erliegen. Aber der Gott, den ich anbete, der Gott des Evangeliums, ist ein Gott der Langmuth und der Liebe; nichts berechtigt uns, so etwas Entsetzliches vorauszusetzen; und warum sollten wir nicht unsern Platz im Sonnenschein der Offenbarung wieder einnehmen können? Warum sollte es uns unmöglich sein, zu der großen christlichen Familie zurückzukehren, welcher Erde und Him-

mel verheißen worden sind von Dem, der niemals lügt?

Also weg mit dem Wort Unmöglichkeit! Wer will es wagen, sie streng zu behaupten und solche Behauptung durchzuführen? Sagt man, es sei unmöglich, daß Frankreich zur Lehre Christi zurückkehre, so will man nur zu erkennen geben, daß unermeßliche Hindernisse dabei zu besiegen wären. Das ist etwas Anderes; und so befinden wir uns denn jetzt auf einem neuen Terrain, wo die Sache besprochen werden kann.

Frankreich, sagt der Leser, ist seit beinah hundert Jahren vollständig ungläubig; es fehlen ihm die Begriffe und die Sitten, welche den Menschen geneigt machen, an das Christenthum zu glauben: wie also könnte es zu demselben zurückkehren?

— Wie? Durch die Kraft der Wahrheit, durch das Bedürfniß der Wahrheit. Das jetzige Frankreich ist vom Evangelium nicht entfernter, als es das Römische Reich war in den ersten Zeiten der Kirche; und das Römische Reich zählte bald Tausende von Christen.

— Ihr Beispiel paßt nicht; Sie führen uns achtzehn Jahrhunderte zurück, um zu wissen, was heutiges Tages geschehen kann.

— Und warum nicht? Ist der Mensch nicht immer derselbe? Haben achtzehn Jahrhunderte seine Natur, oder Gottes Eigenschaften, oder die Beziehungen, die uns mit Ihm vereinigen sollen, verändert? Was zur Zeit der Cäsaren wahr und gut war, ist es Dies nicht mehr zu unsrer Zeit? Eine sonderbare Philosophie, welche die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Pflicht, einer chronologischen Berechnung unterordnet!

— Das mein' ich nicht; aber soviel ist doch klar, daß das religiöse Dogma, welches für Eine Zeit ausreichend ist, einer andern nicht mehr genügt. Die Menschheit wird verständiger; und was sie in ihrer Kindheit und in ihrer Jugend aufnahm, paßt für ihr reiferes Alter nicht mehr.

— Das heißt, wenn ich sie recht verstehe, daß wir jetzt zu aufgeklärt sind, um wieder Christen zu werden?

— Nun, so schroff würd' ich die Frage gerade nicht stellen.

— Daran liegt nichts; Christen sind gewohnt, harte Reden zu hören. Lassen Sie uns zusammen den Inhalt Ihrer Behauptung prüfen, ohne uns bei den Worten aufzuhalten. Genug, wir sind in der Aufklärung zu weit vorgeschritten, um Christen

sein zu können. Das ist bald gesagt; aber der Beweis?

— Der Beweis? Sie selbst haben ihn geführt: Eine achtzehnhundert Jahr alte Religion kann mit unsrer Aufklärung nicht mehr auf gleicher Linie stehen.

— Immer kommen Sie mir mit Zahlen, die doch bei unserm Streit nichts beweisen. Weiter! Sie glauben, daß die Menschen von Jahrhundert zu Jahrhundert in ihren religiösen Kenntnissen fortschreiten, und daß das Alter des Christenthums allein als ein völlig entscheidender Beweisgrund gegen dasselbe gelten kann?

— Ganz gewiß!

— Diesen Grundsatz bestreite ich; er scheint mir philosophisch und historisch falsch. Nein, es ist nicht wahr, daß die Menschen ohne Unterbrechung in ihren religiösen Kenntnissen fortschreiten; zu gewissen Zeiten schreiten sie zurück: statt in der Religion mehr aufgeklärt zu sein, als ihre Väter, sind sie es weniger. Sie werden doch wahrlich nicht behaupten wollen, daß die Mahomedaner aufgeklärter sind, als die alten Christen Klein-Asiens, von denen doch viele unter ihnen abstammen? Die Scholastiker des Mittelalters waren, wie mir es scheint, auch nicht

den Kirchenvätern überlegen, obgleich sie ein Jahrtausend nach ihnen kamen.

— Wie, Sie läugnen das Fortschreiten der Menschheit? Das ist ein gottloser Grundsatz!

— Wir wollen uns verständigen und uns nicht mit schönen Redensarten befassen, die uns nur irre führen würden. Ich erkenne an, wie jeder Andere, daß die Menschheit in gewissen Dingen fortschreitet; ich läugne aber, daß Dies in allen der Fall ist. Daraus, daß die Naturwissenschaften und die mathematischen zum Beispiel, fortgeschritten sind, oder daß die Entdeckungen der Industrie sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verbreitet haben, schließen zu wollen, daß wir nun auch in Allem weiter gekommen sind, als unsere Vorfahren: wäre das recht? Wer nimmt bei dem Vorschreiten der Menschheit keine Ausnahmen an? Sie selbst werden diese zuversichtlich zugeben müssen in Hinsicht auf die Beredtsamkeit, die Dichtkunst und die schönen Künste. Kaum würden Sie es wohl der Mühe werth halten, einem Menschen zu antworten, welcher behauptete, daß wir größere Redner haben, als Demosthenes war, bessere Dichter, als Homer, geschicktere Bildhauer, als Phidias, größere Baumeister, als der des Parthenons, bloß darum, weil wir zu

einer spätern Zeit leben. Nun? Allen diesen Ausnahmen füge ich die in Hinsicht auf die Religion hinzu, und Sie haben nicht das Recht, sie von vorn herein anzufechten. Suchen Sie also bessere Beweisgründe als ein Datum, um mich zu überzeugen, daß unsere Aufklärung über dem Christenthum steht.

— Es giebt deren tausende, die von der Zeitrechnung ganz unabhängig sind. Denken Sie denn, daß die jetzige Generation je wieder dahin kommen werde, an das Verdienst der Kasteyungen und Geißelungen zu glauben?

— Halt! Welch ein Unterschied zwischen dem Christenthum und jenem Aberglauben einer rohen Zeit! Werden Sie denn sagen, Racine's Athalie sei ein ganz abscheuliches Stück, weil Sie irgendwo eine schlechte Parodie davon sahen? Verwechseln Sie doch nicht Dinge, die nicht allein verschieden, die sich gänzlich entgegengesetzt sind. Wenn Sie behaupten, daß das Mittelalter nicht wieder zum Vorschein kommen kann, so stimme ich Ihnen vollkommen bei; aber, noch einmal, was beweiset Dies gegen das Christenthum?

— Das ist ein merkwürdiges Paradoxon! Wie? Die Religion des Mittelalters war also nicht die christliche Religion?

— Nein! Wenigstens war sie es nicht in vielen wesentlichen Punkten; und Sie müssen, verzeihen Sie meine Offenherzigkeit, diesem ernsten Gegenstande sehr fremd sein, wenn Sie bis dahin nichts davon wußten.

— Und was wäre denn nach Ihrem Dafürhalten die christliche Religion?

— Mein Dafürhalten kommt hier wenig in Betracht: die Bibel wird Sie lehren, was die christliche Religion ist; und wollen Sie denn schlechterdings Jemanden genannt haben, nun gut, so lesen Sie Pascal's „Gedanken". Könnten Sie aufrichtig der Meinung sein, daß die Schriftsteller Ihrer Bekanntschaft aufgeklärter wären, als er? Könnten Sie behaupten, daß Sie selbst aufgeklärter sind? Und wenn der christliche Glaube in Ihrem Herzen wieder erwachte, würde es Sie da eine Schande dünken, nicht aufgeklärter zu sein, als dieser berühmte Philosoph und so viele andere ausgezeichnete Geister, die ich anführen könnte?

— So albern bin ich nicht; Sie müssen aber doch zugeben, daß, wenn das Christenthum auch große Männer zählt, es solche giebt, die in der entgegengesetzten Partei gleich groß sind.

— Erforschen Sie ihr Leben, und Sie werden

ihren Unglauben sich vielleicht erklären können. Lassen wir die Namen der Menschen bei Seite liegen, und kommen wir zu den Lehren des Evangeliums selbst. Sie haben gesagt, daß diese Lehren den Fortschritten des Jahrhunderts nicht mehr angemessen sind. Wir wollen sehen! Kennt das Jahrhundert einen vollkommnern Gott, als den der Bibel? Erklärt es besser, als die Bibel, den Ursprung des Bösen? Hat es etwas entdeckt, was die Stelle der so heiligen, so trostvollen Lehre der Versöhnung einnehmen kann? Wo sind denn die Grundsätze und die Tugendregeln, welche das Jahrhundert so hoch über die Lehren der Bibel stellen?

— In diese Einzelheiten mag ich Ihnen nicht folgen; der Streit würde zu lange währen, und übrigens bin ich kein Theologe.

— Sie sind kein Theologe, und dennoch entscheiden Sie mit mehr Zuversicht, als der gelehrteste Theologe es thun würde. Gestehen Sie es nur: Sie erklären eine Religion für unzureichend, welche zu erforschen Sie sich nie die Mühe gegeben haben. Ist Das gerecht? Ist Das aufrichtig?

— Zu meinen Gunsten spricht mehr, als ein spitzfündiges Vernünfteln: Thatsachen kann ich anführen. Welche Anstrengungen hat man seit funf-

zehn Jahren versucht, um in Frankreich den christlichen Glauben wieder ins Leben zu rufen! Welche Opfer an Gelde hat man es sich kosten lassen! Welche Gewaltstreiche sind versucht worden! Welche erhabene Beispiele haben vorgeleuchtet! Welch ein Aufwand von Reden an das Volk und von Verordnungen! Und dies Alles rein umsonst! Die große religiöse Gegenwirkung, von der man so oft spricht, ist für einige andächtige Seelen nur eine Kinderklapper, für einige junge Leute eine poetische Täuschung; aber kein gesetzter Mensch hat sich davon täuschen lassen. Darf ich demnach vernünftigerweise die christliche Religion nicht als unzureichend für unsere Zeiten erklären, einer so auffallenden und hartnäckigen Opposition gegenüber?

— Sehen Sie sich ja vor! Die von Ihnen angeführten Thatsachen sind eben so wenig gegen das Evangelium beweisend, als gegen die Möglichkeit, unser Land wieder zu demselben zurückzuführen. Stände dies Evangelium so tief unter der Aufklärung in Frankreich, nun, so müßte es ja gleicherweise auch gegen die Aufklärung in England, in Holland, in der Schweiz, in Deutschland, in den Vereinigten Staaten zurückstehn, wo, wie Sie zugeben müssen, doch wohl eben soviel Intelligenz zu

finden ist, als bei uns. Und diese Länder zählen eine große Anzahl Christen, nicht nur in den untern Volksklassen, sondern auch in den erhabensten und gebildetsten. Lehren Sie mich doch, warum eine Religion, die Ihren geistigen Bedürfnissen genügt, für die unsrigen nicht zureichend ist? Was die in Frankreich erfolglos gebliebenen Versuche der religiösen Gegenwirkung betrifft, so erklärt sich Dies ganz natürlich durch die politischen Zustände während der Restauration und durch die unzweckmäßigeu Mittel, welche angewendet wurden. Priester bereichern und Klöster herstellen, den geschicktesten Heuchlern Stellen zukommen lassen, sich selbst bei prunkenden Feierlichkeiten zum Schauspiel hergeben — Das heißt nicht, ein Volk evangelisiren; Das heißt vielleicht gerade das Gegentheil thun. Die Erfahrung aus der Vergangenheit vernichtet also keineswegs meine Hoffnungen für die Zukunft.

— Ruft Ihnen aber nicht die Gegenwart laut genug zu, daß Sie sich mit einer nichtigen Träumerei einschläfern? Sehen Sie denn nicht, wie unser Jahrhundert, weit entfernt, sich den religiösen Dingen zuzuwenden, einen ganz entgegengesetzten Weg verfolgt? Welches sind seine Tendenzen, seine Leidenschaften? Der Kunstfleiß, die Dampfmaschinen,

die Eisenbahnen, die materiellen Interessen und die Genüsse, die diese verschaffen. Denken Sie, daß wir, mir nichts, dir nichts, dies Alles verlassen werden, um uns in mystische Betrachtungen zu vertiefen?

— Eine neue Verwirrung! Das Christenthum ist auch ein Thätigktits-Prinzip, das stärkste von allen. Glauben Sie mir, Christen sind weder, noch sollen sie es sein, beschauliche Müßiggänger, einsiedlerische Nichtsthuer: beobachten Sie doch nur ihr Thun und Treiben auf ihren Feldern, in ihren Werkstätten. Der Glaube, den sie bekennen, besiehlt ihnen, sich durch ihre Arbeit rechtmäßige Existenz-Mittel zu verschaffen; sie weisen irdische Güter keinesweges zurück, aber sie ordnen dieselben erhabnern und dauerndern Gütern unter, und Das ist ein weiser Grundsatz, sogar vom Standpunkt des irdischen Interesse aus. Der Kunstfleiß muß sich auf etwas höher Stehendes stützen, wenn er gedeihen soll; weiset man ihn auf seine eigenen Kräfte an, so setzt man ihn dem zu Grunde gehen aus; denn er erzeugt große Ungleichheiten im Vermögen, erregt ungeordnete Leidenschaften, führt unzählige Laster und Leiden herbei, welche für ihn, früher oder später, zu eben so vielen Keimen des Todes werden, wenn nicht die Religion sie durch ihren

heilsamen Einfluß bekämpft und erstickt. Schon werden wir es gewahr: die Industrie bereichert uns und richtet uns zu Grunde zu gleicher Zeit; sie bereichert einige Privatleute und den Staats-Schatz, aber des Volkes Sitten richtet sie zu Grunde; und je mehr sie sich entwickeln wird, ohne die Stütze des christlichen Glaubens in Anspruch zu nehmen, um ihren Unheil bringenden Wirkungen die Spitze zu bieten, desto mehr wird sie unser Verderben beschleunigen. Kommen wir nicht bald aus dieser falschen Richtung, so wird uns Gott vielleicht durch schreckliche Katastrophen lehren, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und daß die Güter der Erde, von den Gütern des Himmels getrennt, oft nur eine Geißel mehr sind. Hören Sie noch nicht dies dumpfe Rollen, welches ein nahendes Gewitter verkündet? Und erkennen Sie nicht in jener Stimme, welche von Stunde zu Stunde stärker und drohender aus dem Innern der Gesellschaft hervortönt, die Stimme Gottes, der uns warnt, ehe Er strafen will? Sie sagen: Weil unser Jahrhundert so industriös ist, kann es nicht wieder christlich werden, und ich sage: Weil unser Jahrhundert so industriös ist, muß es mehr, als jedes andere Jahrhundert, die Nothwendigkeit fühlen, wieder christlich zu werden.

— Traurige Weissagungen, offenbar erzeugt durch eine einseitige Auffassung, und die ich nicht theile: die Zukunft allein kann zeigen, wer von uns Beiden Recht hat. Wir wollen indessen zu den Schriftstellern zurückkommen, die wir bei unsrer Unterhaltung zu sehr vergessen haben. Die Hand aufs Herz, glauben Sie aufrichtig, daß unsere jetzt lebenden Autoren, Romanschreiber, Dichter, Dramatiker, Journalisten, Zeitungsschreiber, daß sie alle, heut oder morgen, zum Christenthum zurückkehren werden, weil Sie es versucht haben, ihnen zu beweisen, daß das Evangelium die Literatur wieder in Flor bringen würde? Ist Das möglich? Oder, wenn Ihnen der Ausdruck zu uneingeschränkt scheint, ist Das wahrscheinlich?

— Nein, meine Hoffnung, ich glaubte, es Ihnen schon gesagt zu haben, erstreckt sich nicht so weit. Das wäre ein Traum, der nur dann in Erfüllung gehen könnte, wenn Gott ein Wunder thäte, wie Er noch keins gethan. Nein, nicht alle Schriftsteller werden, durch eine plötzliche und allgemeine Erleuchtung, zum Fuße des Kreuzes Christi zurückkehren. Und sollte die Literatur gänzlich zu Grunde gehen, die Meisten von ihnen werden bleiben, was sie sind; sie werden in dem Zustande der Anarchie fortleben, sie werden auf den unzähligen Pfaden

der Lüge fortirren, sie werden fortfahren, ihren Geist und ihre Feder den Launen eines verderbten Publikums zu unterwerfen, mit Einem Wort, nur die beiden Gottheiten anzubeten, welche die Menschen am Tiefsten erniedrigt haben: das Gold und die öffentliche Meinung! Was aber könnte mich verhindern zu hoffen, daß es auch Schriftsteller geben wird, welche, sei es nun durch Gewissensbisse, oder aus Schaam, oder aus Sehnsucht, zum Wahren zurückzukommen und die Wohlthäter ihrer Mitbrüder zu werden, entschlossen sind, mit einem aufmerksamen Geiste und mit einem demüthigen Herzen Gottes Wort zu lesen, welche mit fester Hand den religiösen Glauben, der sie allein von ihrem Fall aufrichten kann, wieder ergreifen werden? Wäre das nur ein eitles Hirngespinnst? Sollte ich, indem ich auf den edlen Trieb, auf das großmüthige Streben einer gewissen Anzahl von Schriftstellern rechnete, zuviel bei ihnen vorausgesetzt haben? Zuversichtlich, es sind Mehrere unter ihnen, welche noch nie Jemandem das Recht gegeben haben, sie bis zu dem Punkte zu verachten, daß man es wagen dürfte, sie jedem Gefühl von Wahrheit und Tugend für unzugänglich zu halten.

Und, bemerken Sie es wohl! es ist nicht noth-

wendig, daß alle jetzt lebenden Autoren, ohne Ausnahme, wieder Christen werden, um der Französischen Literatur den verlornen Glanz wiederzugeben. Selbst der Mehrzahl bedarf es hier nicht: eine starke Minderzahl reicht hin. Diese werden bestimmte und feste Grundsätze haben, Einen Geist, ein gemeinschaftliches Ziel; und eine solche unter sich einige Minorität wird mächtiger sein, als eine unzusammenhangende, ohne Richtschnur arbeitende Mehrzahl. Die christlichen Schriftsteller werden sich vernehmen lassen, indem sie Das vertheidigen, was den Bedürfnissen des Menschen und der Gesellschaft entspricht; ihr Wort wird nicht unfruchtbar verhallen; die rechtlichen und ehrlichen Leute werden sie um sich her versammeln, und die Kraft ihres Beispiels wird den andern Schriftstellern einen heilsamen Zaum anlegen, indem es ihnen durch den Contrast noch besser die Tiefe ihrer Erniedrigung zeigen kann.

Ich wage zu behaupten, daß zehn talentvolle Männer, treue Jünger Christi, hinreichend wären, der Französischen Literatur einen neuen und hohen Impuls zu geben. Diese zehn Männer, recht überzeugt, recht einig, thätig, ihrer Mission ergeben, würden der Ueberfluthung der Immoralität und des schlechten Geschmacks einen festen Damm entgegen-

stellen; sie würden Frankreich tröstend über die schandbaren Veröffentlichungen, für welche es in die Augen der Welt verantwortlich ist; sie würden für ihr Land das Licht besserer Tage hervorrufen. Ein Versuch wäre doch wohl der Mühe werth! — — —

Und diesen Versuch fordere ich von Euch, die Ihr Talent genug habt, um Großes zu leisten, Gewissen genug, um es zu wollen! Nachdem Ihr aus der Bibel religiöse und moralische Ueberzeugungen geschöpft haben werdet, flehet zu Gott, sie in Euer Herz zu graben und Euch den Muth zu verleihen, ihnen zu folgen. Richtet in der literarischen Welt das Panier des Evangeliums wieder auf, entafltet es ohne Furcht; es wird Euch zu schützen, Eure Arbeiten fruchtbringend zu machen wissen!

Säumt aber nicht, denn die Zeit drängt! Ihr sehet es ja, wie die Französische Literatur immer tiefer und tiefer fällt, wie sie, wann sie glaubt den letzten Fall gethan zu haben, einen immer tieferen Abgrund gewahr wird, in den sie auf's Neue zu stürzen gezwungen wird: die conzentrischen Kreise der Hölle Dante's, möchte man sagen, welche immer tiefer und breiter werden. Nach der Immoralität, der Cynismus; nach den wunderlichen Erzeugnissen, die auf eine entsetzliche Weise unnatürlichen; nach

den Spekulationen, die doch noch vor den Gesetzen des Anstands Achtung hatten, eine niederträchtige Spitzbubenwirthschaft in der Literatur: Man fing damit an, die Sprache zu entstellen; und man ist bis zur Gaunersprache der Galeerensclaven gelangt. Erst spottete man der Tugend, später machte man aus ihr sogar ein Verbrechen. Wo wird man inne halten auf diesem Wege? Nirgend! Entweder heraus oder immer tiefer hinein! Unser Jahrhundert hat sich zu Schanden gelebt: die Sinne sind den Leuten stumpf geworden durch das Obscöne und das Gräßliche, und was kann man ihnen noch bieten, woran sie einigen Geschmack fänden?

Nun, so versuchet ein ganz neues Mittel, um ihre Aufmerksamkeit auf Euch zu ziehen! Sprechet ihnen vom Evangelium, von Pflicht; empfehlet ihnen heilige Schaam und Bruderliebe und Selbstverläugnung; lehret sie, den Werth der Seele und ihres ewigen Heiles schätzen! Die Welt wird anfangs erstaunen, aber doch auf Euch achten, wär' es auch nur der Neuheit wegen. Das Uebrige überlasset der Macht der Wahrheit, oder vielmehr Gott, der die Wahrheit schützt! Das Menschenherz, auch zu unsrer Zeit, selbst unter der Hülle, mit welcher der Skeptizismus es bedeckt hat, bleibt doch

immer ein Herz, das nach dem Unendlichen durstet, das nur in Gott Ruhe finden kann.

Und Ihr selbst, zweifelt nicht daran, Ihr selbst werdet in dieser neuen Laufbahn Euch glücklicher fühlen. Seid Ihr jetzt etwa glücklich? O, bestrebet Euch nicht, mich Lügen zu strafen: ich weiß es, ich bezeuge es, daß Ihr nicht glücklich seid, Ihr besonders, Ihr Bessern, Ihr Rechtlichern unter den ungläubigen Schriftstellern! Ihr leidet, Ihr seufzet, Ihr fühlt, wie niedergeschlagen, wie unruhig Eure Seele ist, trotz der Berühmtheit, die Euere Namen umstrahlt, trotz Dem, daß Ihr Euch in die weltlichen Freuden stürzet!

Von dieser Entmuthigung, von diesem Ekel, der Euch verfolgt, legen Eure Bücher, ohne daß Ihr es wißt, Zeugniß ab; jede Seite ist für Den, der Euch mit den Augen des Glaubens lieset, ein offenes Geständniß; und Ihr könnt Euch gar nicht so gut hinter Eurer Persönlichkeit verstecken, daß man nicht hinter alle Eure Geheimnisse käme. Welcher Unmuth in Euern Vergnügungen, welche Niedergeschlagenheit in Euerm Stolze, welche Bitterkeit in Euerm Lachen, welche grausamen Anstrengungen, eine armselige Täuschung, eine nichtige Hoffnung festzuhalten, die Euch zu entschlüpfen eilt, wie jedes

Hirngespinnst verdunstet, wie jede Hoffnung erlöscht, welche nur in unsrer Einbildungskraft existirt!

Beharret doch nicht mehr eigensinnig darauf, das Glück zu suchen, wo es nicht ist! Das Glück beruht in der Ordnung, die Ordnung in der Pflichterfüllung, und jeglichen menschlichen Geschöpfes Pflicht ist es, Gott zu lieben und Ihm gehorsam zu sein. Wo Das nicht ist, entstehen Irrthum und Betrug, das Herz will brechen, oder, was noch trauriger ist, die Betäubung verschließt der Reue die Thür. Nur in der Liebe Gottes und in dem Gehorsam gegen seine Gebote erblüht ein wahres, reines, beständiges, keinem Wechsel der öffentlichen Meinung, keinem Wechsel der irdischen Güter unterworfenes Glück. Giebt es ein beneidenswertheres Loos, als das eines Schriftstellers, der seine Talente gewissenhaft anwendet, und der sich mit einiger Ueberzeugung sagen kann, daß seine Schriften die Gottseligkeit, die guten Sitten und die Bildung befördern halfen? Sein eigenes Interesse ist mit dem allgemeinen Interesse auf das Engste verbunden, und indem er sich bemüht, Andere glücklich zu machen, wird er es selbst.

Aber zu lange schon habe ich Euern Geist auf irdische Dinge gelenkt. Lassen wir jetzt das Geschick der Literatur, das Geschick Frankreichs selbst aus

der Acht: nicht mehr wollen wir reden von Euerm Ruhme, von der unermeßlichen Wohlthat, die Ihr Euerm Vaterlande erzeigen könntet, von dem daraus für Euch entspringenden Glück: etwas Wichtigeres habe ich Euch zu sagen. Ehe Ihr Schriftsteller seid, seid Ihr Menschen; über der Unsterblichkeit des Genies und jenseit derselben, giebt es eine gewissere Unsterblichkeit, die einzig wahre, die einzig allgemeine. Eure Seele wird Eure Schriften überleben, so ausgezeichnet sie auch sein mögen — sie wird ewig leben! Das ist des Menschen höchstes, ein unendliches Interesse. Alles Vergängliche ist so gering gegen das Unvergängliche! Habt Ihr darüber nachgedacht? Habt Ihr Euch zuweilen die feierliche Frage vorgelegt: Was wird aus meiner Seele in jenem Leben werden? Was muß ich thun, um dort glücklich zu sein? Und was habt Ihr da auf diese Frage geantwortet? Was könnt Ihr in diesem Augenblick darauf antworten?

Keine leere Hypothese! Bei einem so ernsten Gegenstande ist von mehr, als von einer Hypothese die Rede. Kein Spott! Er würde hier nicht an seiner Stelle und sehr abgeschmackt sein, wann es sich von Eurer ewigen Bestimmung handelt! Ich spreche ja nicht zu Kindern oder zu unsinnigen Tho-

ren, sondern zu ernsten, verständigen Männern. Habt Ihr das Mittel für Euer Seelenheil gefunden? Kennt Ihr den Weg, der zum ewigen Ruhme führt? Verfolgt Ihr diesen Weg? Nein, sobald Ihr nicht den Glauben habt; und es ist kein dem Irrthum unterworfener Mensch, wie Ihr, es ist Gott, der es Euch in Seinem Worte verkündet: „Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm. Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“

Hättet Ihr, durch eine unerklärliche, leider sehr verbreitete Gewohnheit, bis jetzt noch nicht daran gedacht, o, so thut es doch jetzt, indem Ihr alle Kräfte Eures Denkens darauf verwendet! Bedenket doch die Ungewißheit und das Nichts der sichtbaren Welt! Alle Euch umgebenden Dinge werden für Euch ein Ende, oder vielmehr, Ihr werdet für sie ein Ende nehmen. Noch kurze Tage, und es wird von Euch nur noch ein wenig Asche auf der Erde sein und vielleicht ein Name, dessen Ruhm oder dessen Vergessenheit Euch nicht mehr rühren werden. Wo aber wird Eure Seele dann weilen? In den

Wohnungen der Gerechten oder an dem Ort der Finsterniß? Täuschet Euch nicht: der in diesem Leben von Euch gestreuete Saame wird jenseits die Erndte geben.

Ergreifet also die Verheißungen des Evangeliums: seid Jünger Jesu, des gekreuzigten Jesu! Er allein kann Euch mit Gott versöhnen, Euch des Himmels Pforten öffnen; und was Er kann, Das will Er auch. Durch Ihn gewinnet Ihr die Einsicht von Allem, was Euch über Euern Ursprung und Eure Bestimmung zu wissen nöthig ist; in Ihm werdet Ihr Frieden haben mit Euch selbst, einen Frieden, den weder Macht, noch Genie zu geben vermögen, den aber der Heilige Geist allen Denen ertheilt, welche den Heiland anrufen und bekennen; in Ihm wird Euch die Hoffnung einer Seligkeit, die Nichts Euch rauben kann. Schon von fern werdet Ihr die Krone der Gerechtigkeit erblicken, die Euch bereitet wird für den Tag, dem keine Nacht, kein Morgen mehr folgt; und durch eine anbetungswürdige Vereinigung von Wohlthaten wird dieselbe Wahrheit, welche Euch mit Schätzen, köstlicher, als der Besitz einer ganzen Welt, überhäufte, aus Euch auch Männer machen, die fähig sind, die Französische Literatur wieder zur Blüthe zu bringen, und

kräftig zum Fortschreiten der Menschheit beizutragen. „Trachtet am Ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit; so wird Euch solches Alles zufallen!“ so sprach der Herr. „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

irster

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Felice, Guillaume de

Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volks ein Spiegel auch für die deutsche Schriftstellerwelt

Berlin 1843

Polem. 971 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10773456-1